Charitas.

Neun Kanzelvorträge

gehalten während der Faste des Jahres 1851 mehrentheils
in der Hauptkirche zu St. Nikolaus

in Prag.

von

Dr. Joh. Em. Veith,

emerit. Domprediger an der Metrop.-Kirche zu St. Stephan in Wien,
Ehrendomherrn des Salzburger Metrop.-Kapitels, Mitgliede der theolog.
Facultäten zu Prag und Wien.

Wien, 1851.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

Charitas.

Neun Kanzelvorträge

gehalten während der Faste des Jahres 1851 mehrentheils
in der Hauptkirche zu St. Nicolaus

in Prag

von

Dr. Joh. Em. Veith,

emerit. Domprediger an der Metropol.-Kirche zu St. Stephan in Wien,
Ehrendomherrn des Salzburger Metropol.-Kapitels, Mitgliede der theologischen
Facultäten zu Prag und Wien.

Wien, 1851.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

Inhalt.

Erster Vortrag.

(Am ersten Sonntage in der Faste.)

Gläubige Liebe.

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt bleibet in Gott und Gott in ihm."
(I. Joh. 4, 16.)

Eingang.

Welche Tugend ist es, welche belebende, ordnende Kraft, die in unsrer glaubensarmen Zeit am häufigsten genannt und gepriesen wird? Wie der Kranke mit Sehnsucht an die Genesung denkt, der Gefangene von der Freiheit, der Pilger in der glühenden Sandwüste von rauschenden Quellen träumt, so schwärmen die Menschen jeder Ansicht und Richtung von jener Tugend, deren Mangel am schmerzlichsten fühlbar geworden, nämlich von der Liebe. Darum ist man auch längst darüber im Reinen: worin vorzugsweise die Aufgabe des christlichen Redners bestehe. Vor allem und über allem, sagt man, soll dieser im Geiste der Liebe sich bewegen, nur Worte des Friedens und der Versöhnung im Munde führen; seine Sprache soll nichts als Liebe athmen. Und allerdings ist dieser Forderung,

an und für sich, ihr gutes Recht nicht abzustreiten. Wer kennt nicht das berühmte Lehrwort: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibet in Gott", und jenes andere: „das Ziel des Gesetzes ist die Liebe"?

Wenn also der Prediger nicht fehl gehen kann, der dieser Forderung zu entsprechen sich bemüht, so ist es doch nothwendig, der Quelle, aus der sie hervorgeht, auf den Grund zu sehen. Denn je mehr es üblich geworden, das gesammte religiöse Leben in der Uebung der Liebe zu suchen, desto entschiedener verlangt man, daß die Lehrer der Religion mit dem Glauben sich gar nicht befassen, auf dessen besondere Satzungen man doch nicht anders eingehen könne, als auf Kosten der Liebe. Die Glaubensbekenntnisse, sagt man, führen zur Sonderung und Entzweiung, einzig die Liebe versöhnt und einigt. Allein was ist diese Liebe so ins Allgemeine hin, ohne Grundlage und ohne Inhalt, weil ohne Glauben? Wer gibt Auskunft auf diese Frage? Schon einer der alten Seher geißelt die Schönredner seiner Zeit, denen er vorwirft, daß sie den Sündern, um ihr Gewissen einzulullen, weiche Polster unter den Nacken und die Ellbogen legen, und daß es ihnen darum zu thun sey, die Seelen umzubringen, welche nicht todt sind, und die Seelen lebendig zu machen, die nicht leben.*) Da der Glaube den Anfang und die Wurzel alles Lebensverkehrs des Menschen mit Gott bildet, so daß der Gerechte aus dem Glauben lebt, während es ohne Glauben unmöglich ist, die Huld

*) Ezech. 13, 18.

Gottes zu besitzen*), so folgt daraus, daß man allerdings berechtigt sey, diejenigen Seelen für lebendig zu achten, die noch den lebendigen Glauben bewahren. Allein gerade diese werden von den Propheten der glaubenslosen Liebe unter die geistig Todten gezählt, die einer längst veralteten abgestorbenen Zeit angehören, und hingegen diejenigen als die Lebendigen und Erleuchteten gepriesen, die man vordem, in Anbetracht ihres Unglaubens und ihrer Abkehr von Gott, unter die geistig Todten gerechnet hätte.

Es wird also vor allem nothwendig seyn, daß wir im rechten Verständnisse der Liebe uns befestigen. Da aber die ganze Fülle der göttlichen Liebe im Gottes- und Menschensohne uns offenbar geworden; da sein himmlisches Leben und Wirken auf Erden der Lichtquell ist, der sie uns anschaulich macht, und zugleich vermittelt, so mögen uns dazu die Evangelien der Fastensonntage mit ihrem bekannten reichen Inhalt als Leitfaden dienen. Und so verweilen wir für's erste bei den Fragen, die einzig nur der gläubige Christ zu beantworten vermag: Wie und wieso ist Gott die Liebe? Wie und wodurch bleiben wir in der Liebe, und diese in uns? Die erste Grundbedingung für die Erkenntniß und die Frucht dieser Wahrheit ist: daß wir an die Liebe glauben. Die zweite: daß wir nach dem Vorbilde des Herrn diesen Glauben üben. Der Glaube an die heilige Liebe; der Glaubenskampf für die heilige Liebe: dieß sind die beiden Gegenstände, die

*) Hebr. 11, 6.

wir am Lichte des ersten Evangeliums, und unter dem Schutze derjenigen betrachten wollen, welche von der Kirche genannt und gegrüßt wird die Mutter der Erkenntniß und der schönen Liebe.

In der altberühmten Hauptstadt Laconiens trat einstmals ein Redner, Namens Kephisophos auf, der jedenfalls sehr ruhmredig war, und der von sich aussagte, daß er im Stande sei, über jeden beliebigen Gegenstand, den man ihm angeben wolle, einen ganzen Tag lang zu sprechen. Bei den Bürgern von Sparta empfahl ihn dieses Selbstlob so wenig, daß sie ihn sogar aus ihrer Stadt vertrieben; sie erklärten nämlich, einen solchen Redner nicht brauchen zu können, der in seinem Vortrage das richtige Verhältniß zum Gegenstande nicht zn bemessen verstünde. In unsrer jetzigen, viel geschäftigen, zerstreuten, eilfertigen, neugierigen Lebensweise, die so sehr am Zufälligen und Oberflächlichen hängt, daß sie die Langweile fast nicht weniger fürchtet als den Tod, hat jenes Urtheil der Spartaner wenig Geltung mehr; und gerade die höchsten und wichtigsten Lebensfragen, die nämlich auf die ewige Bestimmung des Menschen Bezug haben, will man, wenn zufällig einmal die Rede darauf gelenkt wird, in wenigen Minuten abgefertigt wissen. Nun ist aber mit der Behauptung: wir müssen an die Liebe glauben, zugleich schon die Forderung ausgesprochen: daß wir erkennen, was die Liebe sei. Und es wäre unbil-

lig, diese Forderung deshalb zurückzuweisen, weil sie einiges Nachdenken erheischt.

„Gott ist die Liebe.“ Was ist jedoch die Liebe? Sicherlich keine blinde, sich selber dunkle, bewußtlose Naturkraft, kein bloßer Zug oder Trieb, sondern eine bewußtvolle, freie, folglich geistige Macht, von einem persönlichen Willen nicht trennbar; daher schon Augustinus gesagt hat: was anderes ist wohl die Liebe (im Menschen) als der gute Wille?*) Wie die Vernunft, die von aller Welt gepriesene und angebetete, weder im Ozean, noch im Aether zu suchen, sondern nur als eine Kraft und Eigenschaft (Qualität) der denkenden oder vernünftigen Geister zu betrachten ist, eben so darf man auch die Liebe nicht einer elementarischen Kraft, z. B. der belebenden, brütenden Wärme, oder der elektrischen Strömung vergleichen, die man, wenn dieß der Fall wäre, durch telegraphische Drähte überall hin leiten könnte, wo sie fehlt. Wenn nun Manche unsrer modernen Weltweisen von der Liebe aussagen: sie sei die überströmende Wesensfülle Gottes, so ist es gerade das Ueberschwängliche dieser Rede, wodurch sie verrathen, daß sie den Wachenden und Heiligen**), den persönlichen Gott, nicht kennen, sintemal sie ihn nur als eine Naturkraft, als Lebensprinzip der sichtbaren Dinge, als einen Quell zu schildern wissen, der immer-

*) „Die Liebe ist die Blüthe des freien Willens; der reine geläuterte, gottinnige Wille des erlösten Menschen.“ Ida Gräfin Hahn-Hahn: von Babylon nach Jerusalem. Mainz 1851, S. 58.

**) Daniel 4, 10.

fort übersprudeln, oder mit Nothwendigkeit aus sich selber hervorgehen, und in eine Außenwelt sich verbreiten müsse.

Da jedoch Gott, als unendliches Seyn und Leben, für seine volle Selbstoffenbarung keines solchen Ueberströmens nach außen bedarf, so ist auch zwischen der Liebe, wie sie in seinem eigenen Seyn und Leben waltet, und jener, die in seinem schöpferischen Wirken sich offenbart, sorgfältig zu unterscheiden. Gott ist die Liebe in seiner eigenen unendlichen Wesenheit, weil er dreipersönlich ist; der Vater, der Sohn und der aus beiden hervor gehende heilige Geist leben und weben in einander und für einander in untrennbarer Geselligkeit und wechselseitiger Seligkeit. Gott ist aber auch die Liebe in seinem schöpferischen Wirken: denn er hat uns nicht deshalb aus dem Nichtseyn in das reale Daseyn gerufen, als ob er unser zur Vollendung seiner Seligkeit bedürfte, sondern vielmehr, um durch die Theilnahme an dieser uns zu vollenden. So ist demnach Gott die reine, von keiner selbstischen Beimischung getrübte Liebe; die unendliche Güte, die aus der Fülle ihrer Reichthümer allen geistigen Geschöpfen mittheilt; und sofern wir in dieser seiner Liebe bleiben, sie anerkennen, ihr huldigen, gehorchen und danken, bleiben wir in ihm, und er in uns.

Da steigt jedoch ein ungeheurer schwarzer Schatten auf, der über diesen heitern Himmel streift, und das Menschenherz in Finsterniß hüllt; und wer kennt nicht diesen Schatten des düstern Zweifels? Bei dem berühmtesten und innerlich zerrissensten Dichter der Neu-

zeit lesen wir ein Gespräch zwischen dem ersten Adamssohn, zur Zeit, da er noch kein Mörder geworden, und dem gefallenen Engel, welcher der Lügner und Mörder von Anfang her genannt wird. Mit flammenden Worten hat jener die Herrlichkeit und Güte Gottes geschildert; aber die Starrheit und der Hohn seines Zuhörers hemmen seine Rede; da fragt er ihn: „liebst du Gott?“ Lucifer, als ein gewandter Wortkünstler und Dialektiker, kehrt die Frage um und erwidert: „liebt Gott d i ch?“ Und da Kain diese Frage bejaht, führt ihm der Arglistige das Elend des Menschen, die niedrige Thierheit und Hinfälligkeit seines Leibes, die Schmach des Todes, das Heer der Uebel vor Augen, welchen dieser Gott ihn preisgegeben, und schnell wird Kain in seinem Glauben erschüttert.

Dieß ist die alte, verfängliche Frage, die jedem Sterblichen sich aufdrängt, so oft er die Kette der Drangsale und Uebel gewahr wird oder empfindet, die mit zahllosen Ringen alle Verhältnisse des Menschenlebens durchschlingt, umwindet und peinigt. Einer der griechischen Könige Aegyptens, Ptolomäus, fand es sogar nöthig, in diesem Gebiete die Redefreiheit zu beschränken, indem er dem Philosophen Hegesias aus Cyrene verbot, seine Vorträge über das menschliche Elend fortzusetzen, durch welche dieser nicht wenige seiner Zuhörer zum Lebensüberdruß und Selbstmord verleitet hatte. Und in der That wird Jeder, der das Alterthum kennt, einsehen, mit welchem Rechte der Apostel die Hingabe an die Wollust, die Hoffnungslosigkeit

und Verzweiflung als die Grundzüge des Heidenthums bezeichnet*).

Wo ist nun die Versöhnung dieses Widerspruches zwischen der Thatsache des Üebels und dem Glauben an die göttliche Liebe? Wenn wir wohl berathen sind, werden wir antworten: „Gott hat den Tod nicht gemacht, noch erfreut er sich am Verderben der Lebendigen.**)“ Alles wahrhaft Böse, wie bekannt, kann einzig nur in der sittlichen Welt, auf dem Boden der Freiheit, seine Entstehung und Heimath haben; und so ist in der Menschenwelt sein Ursprung nirgends als in unserm eigenen Innern zu suchen. Die geistige Würde des Menschen beruht in seiner Freithätigkeit, diese allein befähigt ihn, sein Gottgesetztes Ziel zu erreichen; darum kann ihm selbst von der Allmacht die Aufgabe der Selbstentscheidung nicht erlassen, noch von ihr anstatt seiner oder für ihn vollzogen werden; sie läßt ihn nicht ohne ihren Beistand, doch muß er selber, es sei für oder gegen Gottes Gesetz und Willen, frei sich entschließen und handeln. Wendet er in diesem Akte der Entscheidung sich von dem Willen Gottes, und daher vom Ziele seiner Beseligung ab, um dasselbe in seinem eigenen dürftigen Selbst zu finden, so bricht er den Bund der göttlichen Liebe, geräth mit ihr und mit sich selber in Widerspruch, und verliert die Macht und Herrschaft, die seinem Geiste über die Natur gegeben; so daß dieser innere Zerfall und Zwiespalt zwischen dem geistigen und leiblichen Leben im Tode sich vollendet.

*) Ephes. 4' 19.
**) Weish. 1, 13.

So ist der Tod des Menschen der Sünde Sold, der Stachel des Todes aber die Sünde*), und diese ist es, die als Erb-Schuld auf Allen lastet, die von Adam abstammen.

Allerdings ist das eine Thatsache, die nicht erst seit gestern geläugnet wird, und eine Lehre, die der gemeine Weltsinn längst schon als baren Unsinn verworfen hat. Wie soll der Einzelne, der in diese Welt geboren wird, für eine Schuld verantwortlich seyn, die er durch keine persönliche Theilnahme sich aufgebürdet? Wie soll er strafbar seyn für ein Verbrechen, das er nicht begangen? — Einer jener berühmten spanischen Abenteurer, welche das Reich der Ynca's in Peru zerstörten, seines Namens Manzio Sierra, hatte das prachtvolle goldene Bildniß des Sonnengottes sich zugeeignet, das in dem reichen Sonnentempel zu Cuzko verehrt wurde. Allein noch an demselben Abend setzte er sich zum Würfelspiel, und ehe die Nacht vorüber, hatte er die kostbare Beute wieder im Spiele verloren; was sodann zu dem Sprichworte den Anlaß gab: „er hat die Sonne verspielt, noch ehe sie aufgegangen.“ Was wird aber angenommen und ausgesagt von dem Geschick eines jeglichen Menschenkindes, das eben erst mit Licht und Luft in Berührung gekommen? Viele Zeit wird noch dahin gehen, bevor der Tag des klaren Bewußtseins in ihm erwacht, bevor es vom sittlichen Gesetze erleuchtet werden kann, und dennoch soll es bereits in einem sündhaften Zustande, in der Schuld befangen seyn; es

*) Röm. 6, 23. I. Cor. 15, 56.

hat also die Sonne der göttlichen Gnade verscherzt oder verspielt, noch bevor sie ihm aufgegangen!

Diesem Einwurf, der sich für unwiderleglich ausgibt, steht die unläugbare Thatsache entgegen, daß wir in einem Zustande des innern Zwiespalts geboren werden, der nicht bloß durch das vielfache physische Elend, sondern durch das Vorwalten böser Neigungen sich kund gibt. Ein solcher Zustand kann in der Menschenwelt einzig nur als Folge einer ursprünglichen Schuld begriffen werden, in welcher Alle befangen sind, die aber eben deshalb lediglich nur als Schuld der Menschheit, als Erbschuld, nicht aber als persönliche Schuld betrachtet werden darf. Es kommt also darauf an, was unter der Schuld überhaupt zu verstehen sei, die ihrem Wesen nach nichts anderes bedeutet, als die Störung des wechselseitigen Lebensverkehrs zwischen der Huld und Liebe Gottes und dem menschlichen Geiste. Nun ist in dem Zustande, in welchem wir zur Welt geboren worden, diese Störung offenbar vorhanden. Gottes Wohlgefallen kann auf den Menschen nicht ruhen, weil sie in dieser Zerrüttung, in diesem Mißverhältnisse zwischen ihrem geistigen und leiblichen Lebensgrunde, seinem schöpferischen Gedanken und Willen nicht entsprechen. Daß aber auch wir keine Freude an Gott, keine Liebe zu ihm haben, sondern, uns selber überlassen, in Unwissenheit und Frevel immer mehr ihm entfernt werden, dieß bedarf wohl keines Beweises. Bei allem dem sind wir doch nichts weniger als von Gott getrennt, von aller geistigen Verbindung mit ihm gänzlich losgerissen. Wir vernehmen im Gewissen seine

Stimme, durch welche er sich uns als Herr und Gesetzgeber bezeugt; wir finden in uns die Ehrfurcht vor seiner unendlichen, unsichtbaren Macht und Majestät, und die Sehnsucht nach seiner Huld; wir fühlen uns vom Verlangen nach Versöhnung und Frieden bewegt; wir erfreuen uns, dem Geiste nach, an allem sittlich Schönen, Erhabenen und Guten; wir tragen in uns, obwohl wir dem Tode entgegen gehen, die unzerstörliche Befürchtung oder Hoffnung der Fortdauer und des Lebens. Daß wir jedoch zwischen solchen Gegensätzen in der Schwebe erhalten werden, das ist gleich vom Anbeginn des Uebels her das Werk der erbarmenden Gotteshuld, wie sie in den Worten sich offenbaret: „Mit unaufhörlicher Liebe habe ich dich geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen, mich deiner erbarmend.*)“ Diese unendliche Liebe ist es, die den Menschen ursprünglich aus seinem selbstverschuldeten Zerfall errettet, den Bund mit ihm wieder angeknüpft und seine Wiederherstellung vorbereitet hat, um endlich in herrlicher Fülle in der Welt hervor zu treten. „Darin, sagt Johannes, ist die Liebe Gottes unter uns erschienen, daß er seinen eingebornen Sohn in die Welt gesendet, zur Sühnung unsrer Sünden, damit wir leben durch ihn;**)“ und, wie dieser selbst gelehrt hat: „in solchem Maße hat Gott die Menschenwelt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dargegeben, damit, wer an ihn glaubt, nicht dem Verderben anheimfalle, sondern das ewige Leben besitze.“

---

*) Jerem. 31, 3.

**) I. Joh. 4, 9.

Diese wunderbare Thatsache des in der Menschheit waltenden Segens, dieß Mysterium ihres erneuerten Lebens ist es, welches uns die rechte Höhe und den einzigen Standpunkt zeigt, auf den wir uns erheben müssen, um die Herrlichkeit der göttlichen Liebe zu erkennen, ohne deren Verständniß das ganze Menschenleben ein finsteres und unerklärliches Räthsel bleibt. Bevor wir jedoch weiter gehen, wird es nicht unnütz seyn, wenn wir noch einen andern, sehr beliebten Standpunkt der Weltanschauung erklimmen, und eines anderweitigen Aufblickes zum unbekannten Gott gedenken, indem wir uns nach einem weltberühmten Mann umsehen, der ein und achtzig Jahre alt geworden, ohne den Aufgang der Sonne erblickt zu haben. Dieses Versäumniß nachzuholen, verließ er in einer Frühlingsnacht sein Lager, warf sich in sein goldgesticktes Staatskleid, stülpte die Allongeperrüke auf, nahm einen jungen Edelmann, der diesen Hergang berichtet hat, einen Grafen Latour, als Gefährten mit, und erstieg beim Schimmer der Laterne, die er sich voran tragen ließ, mühsam genug eine Höhe, von welcher die Aussicht auf den Jura sich darbot. Die Morgenröthe zog schon ihren glühenden Saum um die waldigen Gebirge; die Häupter der Schweizeralpen schimmerten im rosigen Glanze; endlich stieg die Königin des Tages majestätisch herauf; der alte Spötter aber wurde von der Herrlichkeit dieses Anblicks so mächtig ergriffen, daß er seinen Hut abnahm, auf die Knie sank, mit jugendlicher Begeisterung einen Hymnus dichtete, und jede Strophe desselben mit den Worten beschloß: Mächtiger Gott, ich glaube, ich glaube! Mit

einem Male, als ob diese Flamme deistischer Andacht plötzlich erloschen wäre, erhob er sich wieder, setzte seinen bordirten Hut auf, wischte den Staub von den Knien, und indem er seine seltsam verkniffene Miene wieder annahm, beendigte er seinen Lobgesang mit der hämischen Bemerkung: „Was jedoch die Mutter und den Sohn anbelangt, das ist eine ganz andere Sache.*)“

Daß dieser Mann kein anderer seyn konnte, als Voltaire, ist leicht zu errathen. Auch ihm, dem alten Sünder, war einmal die Sonne aufgegangen, aber nur jene, die Gott über die Ungerechten nicht minder leuchten läßt, als über die Frommen, nicht die Sonne der Gerechtigkeit, deren Strahlen das Heil bringen, und deren Aufgang nur den Gottesfürchtigen verheißen ist.**) Ein höchstes Wesen, einen Demiurgos oder Werkmeister des Weltalls war er anzuerkennen bereit, aber nicht einen Vater, der das Heil seiner geistigen Geschöpfe will. An einen Gott wollte er glauben, aber nur an einen solchen, dem die Staubgebornen mit ihrem Wohl und Weh ganz gleichgiltig sind, der weder lohnt noch straft, nicht an einen heiligen Gesetzgeber, und seine erlösende Liebe, daher auch an den Gottessohn nicht, der als neuer und himmlischer Mensch unter den Menschen erschienen, noch an die heilige Jungfrau, durch deren jungfräuliche Mutterschaft das Mysterium der neuen Schöpfung vermittelt

---

*) „Quant à Monsieur le fils et à Madame sa mère, c'est une autre affaire.“ (Lord Brougham in einer Schrift über die Männer der Literatur zur Zeit Georgs III.)

**) Malach. 4, 1.

wurde. Und diese schlaffe geistlose Meinung, welche von der göttlichen Herrlichkeit höchstens so viel zu sagen weiß, daß dieselbe über unsre irdische Geringfügigkeit zu hoch erhaben sei, um von uns beleidigt zu werden — wie weit ist sie nicht verbreitet! Man wird dabei unwillkührlich an die Denkweise gewisser Leute erinnert, die von den Linienwällen einer weltbekannten Hauptstadt (im Herbst 1848) sehr tapfer auf die draußen aufgestellten Krieger zielten, dann aber, als die Schüsse erwidert wurden, über diese, ihrer Meinung nach ganz ungebührliche Begegnung sich ergrimmten. Sie hatten eben vergessen, daß der Angriff von ihnen ausgegangen, ünd daß sie selber im Unrecht waren. Nicht viel verschieden davon ist das Benehmen und Urtheil der Weltlinge, der Heiligkeit Gottes gegenüber. Ihnen soll es erlaubt seyn, sein Gesetz zu verachten, und seine sittliche Weltordnung, so viel an ihnen ist, zu zerrütten; von Ihm hingegen erwarten sie nur Nachsicht und Schonung; wie sie überhaupt von keiner Reaktion wissen wollen, so soll auch der Pfeil seiner Vergeltung sie nicht treffen; und diese Negation der ewigen Gerechtigkeit ist es, die sie mit dem Namen der göttlichen Liebe bezeichnen.

Es kann aber an Einem Ausspruche genügen, der jede solche Behauptung Lügen straft; und dieser lautet: „Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben; wer nicht glaubt, wird das Leben nicht schauen, sondern die Ungnade Gottes bleibt über ihm.*)“ Welch ein furcht-

*) Joh. 3, 36.

bares Loos, das den unversöhnten Menschengeist erwartet, wenn er in der Lüge verharrt; wenn die ganze unendliche Wucht der göttlichen Gerechtigkeit, die sich selber nicht läugnen kann, auf ihm lastet! Wer an den Sohn Gottes nicht glaubt, der ist nicht in der Liebe Gottes; denn er glaubt nicht an diese Liebe, die ihren Bund mit ihm erneuern will, indem sie auf dem Wege der Sühnung und Vermittlung ihm entgegen kommt. Mit vollem Rechte nennt Augustinus die Liebe den Weg Gottes zu den Menschen, und der Menschen zu Gott. Sie ist der Weg Gottes zu den Menschen: denn die Erlösung, als das Werk der Erneuerung und Wiederherstellung, kann nur von der schöpferischen Allmacht den Ausgang nehmen. Sie ist der Weg des Menschen zu Gott: weil er, von Gott entfremdet, eines menschlichen Mittlers bedarf, insofern nur ein Mensch für Menschen als Stellvertreter und Versöhner einstehen kann; und weil nur ein völlig schuldloser, gerechter und heiliger, also nur ein neuer und himmlischer Mensch durch das Verdienst seiner Gerechtigkeit die Schuld der Ungerechten aufzuwiegen und auszugleichen vermag; wie dieß alles durch sein eigenes Wort bezeugt wird: „Niemand gelangt zum Vater, es sei dann durch Mich.“

Worin bestand demnach vorzugsweise die Aufgabe des göttlichen Mittlers auf Erden? Immerhin gehörte es wesentlich zum Zwecke seiner Sendung, die Wahrheit und den Willen Gottes, die Wege der Erlösung, daher auch seine eigene, übermenschliche Hoheit und Würde zu lehren und kund zu geben; vor allem jedoch und über alles setzte er den Zweck seines Erdenlebens in

den stellvertretenden, sühnenden Gehorsam, durch freie Hingabe an Gott. „Denn der Sohn des Menschen ist gekommen, um seine Seele darzugeben für die Erlösung Aller*);“ und zwar zunächst für die Aufhebung der Schuld, die auf der Gesammtheit oder dem ganzen Geschlechte lastete, sodann für die Rechtfertigung aller Einzelnen, die kraft ihrer persönlichen Freiheit dem Zuge der Gnade folgen, und in seine Gesinnung eingehen, um dem Gottesreiche anzugehören. Denn darin besteht das einzige sichere Wahrzeichen unserer Gegenliebe. „Dies ist die Liebe zu Gott: daß wir seine Gebote bewahren. Wer sein Wort bewahrt, in dem ist die Gottesliebe vollkommen.**)“

Wie soll jedoch dieser Gehorsam sich thatsächlich bewähren, sofern er nicht die Probe besteht? Denn ob auch eine solche Prüfung nicht dazu erfordert wird, damit Gott durch dieselbe unsre Gesinnung erst kennen lerne, so ist doch die freie That unser eigenes Werk, das uns nicht erlassen werden kann. Du wirst versucht, sagt Augustinus, damit du geübt, von dir selber gefunden und erkannt werdest. „Die irdenen Gefäße werden vom Feuerofen erprobt, und gerechte Menschen durch die Versuchung.***)“ Jene Gefäße müssen in die Gluth, weil sie sonst nicht fertig würden; der Mensch aber muß den Kampf gegen seine Leidenschaften bestehen und ihre Lockungen überwinden, damit er in sittlicher Freiheit sich selber vollende. Und darum ist

*) Matth. 20, 28.

**) I. Joh. 5, 3. 15.

***) Ekkli. 27, 6.

es nicht genug, wenn wir an die göttliche Liebe, die in Christo uns erschienen, lediglich glauben; es wird auch von uns gefordert, daß wir im Geiste dieses Glaubens, und für diese Liebe, nach dem Vorbilde Christi beharrlich den Kampf bestehen gegen alle die Mächte, die unablässig vom Gottesgehorsam uns abzulenken und loszureißen bestrebt sind.

Wollen wir diese feindseligen Mächte näher kennen lernen, so finden wir sie auf einem alten Gemälde dargestellt, das man in Venedig bewahrt. Auf einem reich gestickten dunkeln Teppich liegt eine prachtvolle Rose oder Centifolie, die eben zu welken beginnt, daneben ein Menschenschädel, aus dessen Höhlungen eine Viper sich hervorwindet, und sowohl die Rose als den Schädel umschlingt. Was ist die Bedeutung dieser Bilder und ihrer Zusammenstellung? Der Schädel, als die öde und traurige Ruine des sinnenbegabten Leibes in seiner höchsten Entfaltung, zeigt auf die Vergänglichkeit jenes Lebens, das mit all seinen Gedanken und Begehrungen von der Schrift als das „Fleisch" bezeichnet wird. Die prunkvolle, hinwelkende Rose, die ihre wie von Duft gewebten Blumenblätter verliert, aber ihre Dornen behält, ist das vielgebrauchte Bild von der flüchtigen und daher auch täuschenden Herrlichkeit alles dessen, was bloß allein im äußerlichen Erscheinen sich vollendet, und ganz in demselben aufgeht, so daß dabei weit mehr auf die Formen ankommt, als auf das Wesen. Unter diesem Gesetze aber steht die Welt, d. h. die Menschengesellschaft, insofern sie der Idee und dem Willen Gottes nicht gehorcht, sondern von Schein und Täuschung, von

Meinungen, Aeußerlichkeiten und Moden, von Flitter und Eitelkeit sich beherrschen läßt. Wenn von den alten Sybariten berichtet wird, daß es bei ihren Gastmalen Sitte war, die Frauen schon ein ganzes Jahr vorher dazu einzuladen, um ihnen für die Vorbereitung ihres Schmuckes hinlängliche Zeit zu gönnen, so wird man dabei an die Rose, Camelie oder Amaryllis erinnert, die ebenfalls eines vollen Jahres bedarf, um einmal das flüchtige Fest ihrer Blüthenpracht zu feiern. Daß die Mode in der Welt dem Schmuck und Aufputz der Natur nachsteht, das bezeugt sie selber in ihrem rastlosen Wechsel dadurch, daß jede frühere der spätern lächerlich erscheint. Und doch sind diese Moden sehr unschuldig und harmlos im Vergleich mit jenen, die sich der geselligen und sittlichen Grundsätze bemächtigen; da auch die Frivolität, die Verachtung des positiven Christenthums, die Leugnung des persönlichen Gottes gar oft nur deshalb zur Schau getragen werden, weil die Mode es so gebietet.

Darum erscheint es in jenem Sinnbilde so bedeutsam, daß die Viper sowohl den Schädel als die Rose umwindet; denn sie ist es, welche beiden: der sinnlichen Begier und der weltlichen Eitelkeit die unheilvolle Bedeutung gibt. Die Bosheit der Selbstsucht, des Hochmuths, des Neides und Hasses andeutend, welche den eigentlichen Giftstachel des geistigen Verderbens bildet, erinnert sie an die alte Schlange nicht minder, als an den Wurm des unversöhnten innern Widerspruchs, der nicht stirbt. Der Schädel ist todt, die Rose im Hinsterben, die Viper aber lebendig. Denn der organische

Sinnenleib oder das Fleisch zerfällt in Staub, die Herrlichkeit dieser Welt zieht von dem Sterbenden sich zurück und verschwindet; der Inhalt seines Bewußtseyns hingegen, das Zeugniß seines Gewissens geht mit ihm hinüber.

Dies sind die drei Mächte, die immerfort das Gottgefällige Leben und die geistige Würde des Menschen anfeinden, und in Gefahr bringen. Die Gedanken und Anreizungen der Sinnlichkeit (wie Bernardus lehrt) sind weichlich, jene der Welt eitel, jene der Bosheit herb und giftig; und so kommen sie auch, je nach den Anlässen der Tentation, zum Vorschein. So sprach der Versucher, als er dem Herrn in der Einöde sich nahte: Wenn du der Sohn Gottes bist, warum leidest du die Qual des Mangels? Bist du der schöpferische Logos, so gebiete, daß diese Steine Brod werden. Arzt, hilf dir selber. Für uns Irdische weiß er wieder andere Vorder- und Nachsätze; und will er zeitgemäß reden, so sagt er: Bist du nicht die Blüthe des tellurischen Lebens, das höchste und geistigste Thier unter den Thieren dieser Erde? Und siehe, ob unsre modernen Poeten nicht Recht behalten, daß der Bär und der Tiger vernünftiger handeln als du, indem sie von keinem Gewissensskrupel sich anfechten lassen! Warum sollst du den Trieben der Natur nicht folgen dürfen, und genießen, was sie dir darbeut, oder was du erringen kannst durch List und Gewalt?

Die Unersättlichkeit der sinnlichen Begierde, an welcher einzig die Verkehrtheit des Geistes schuld ist, horcht allerdings dieser dämonischen Stimme. Sie hat,

wie Aelianus berichtet, schon bei den alten Griechen manche Leute so witzig gemacht, daß sie nichts besseres sich wünschten, als Wallfische zu seyn und in einem Meere von köstlichem Wein umher zu schwimmen. Und doch sind solche Gelüste so roh und niedrig nicht, als andere, die man nicht gern beim Namen nennt. Wenn jener Häuptling der Dayaks auf Borneo, von einem Engländer um den Grund seines üblen Aussehens befragt, ihm die Auskunft gab: er befinde sich unwohl, weil er gewohnt sei, jede Woche eine kleine Mahlzeit von Menschenfleisch zu sich zu nehmen, und diese Diät eine Zeitlang sich habe versagen müssen — so ist das um nichts schlimmer, als die Unsitte in der civilisirten Welt.

Minder maßlos und gemein erscheint die andere Form der Frage: Wenn du ein Glied der Menschheit bist, und den Andern ebenbürtig, warum sollst du nicht deines vollen Antheils froh werden an allen Gütern der Natur, der Kunst, des Lebens und der Welt? Zu diesen Gütern, wie die Welt sie zur Schau legt, gehört vorzüglich der Glanz und die Hoffahrt des Lebens, und die hohle Herrlichkeit einer Ehre, die nicht auf Gott bezogen wird. In diesem Sinne sprach zum Herrn der Versucher: wenn du der Sohn des Allerhöchsten, wenn du von oben gekommen, so zeige, wer du seiest; lasse dich herab von der Zinne des Tempels, schwebe hernieder vor den Augen der Welt, und die Welt wird an dich glauben. Die Einflüsterungen der Eitelkeit, mit welchen er jugendliche und strebsame Gemüther bestürmt, bergen, wenn auch in anderer Form, einen ähnlichen

Zug von der Höhe zur Tiefe. Du willst, so sagt er zu Frommen, ein Auserwählter, ein Kind Gottes seyn, und nur Hohes und Heiliges anstreben; du hast dich auf die Zinnen des Tempels gestellt; allein dieser rein religiöse Standpunkt ist ideell, und nicht minder schroff und schwindelerregend, wie jener eines Daniel Stylites auf seiner Säule; du vermagst nicht, immer darauf zu verweilen, unter dir aber ist die Wirklichkeit, das bunte Gewühl der lebendigen Welt, die deiner spottet. Sei kein Thor, lasse ab von der Furcht vor einem überirdischen Gott, der nur ein Gebilde deiner Fantasie ist, mache dich frei von knechtischem Vorurtheil, stürze dich hinab in das Getümmel, sei ein kühner Schwimmer, und versuche dein Glück. Den Jüngling lockt der Schimmer des viel bewegten bunten Weltlebens, dessen Tücke er noch nicht erfahren; und bei manch einer thörichten Jungfrau ist schon die Leidenschaft für den Putz mächtig genug, um sie in die schlammigen Wirbelfluthen der Unsittlichkeit hinab zu ziehen. Wenn jedoch früher oder später die Täuschungen schwinden, wenn die Lüge und Gottvergessenheit ihre herben Früchte zur Reife bringt, wenn dem Gequälten, Geängstigten, mit Schmach und Noth Ringenden das Leben unerträglich wird, dann flüstert der Böse aus einem andern Tone; aus dem Epikuräer ist er nun ein Stoiker geworden. Deine Rettung, so mahnt er jetzt, ist in deiner Hand, als dein eigener Herr hast du das volle Recht über dein Daseyn; ist die unbekannte Kraft, die es belebt, ein Gottesfunke, so wird er in den Urquell zurück kehren, der ihn ausgestrahlt; ist sie ein bloßes Ergebniß der Elemente und

Stoffe, so werden diese in das Weltall wieder sich vertheilen; darum fasse Muth und stürze dich hinab in die alte Nacht des bewußtlosen Seyns, die früher oder später auch gegen deinen Willen dich verschlingen würde!

Welch ein lügenhaftes Gewebe voll der unvereinbarsten Widersprüche ist das Leben des Menschen ohne Gott! Sein geistiges, innerliches Wesen, das der Träger seiner Vernunft und sittlichen Freiheit ist, achtet er für nichts, er glaubt eigentlich gar nicht an Sich selber, indem er den realen Grund seines Lebens läugnet; bei allem dem ist seine Selbstsucht so unermeßlich, daß ihrem Streben nach Herrschaft, Macht und Reichthum kein persönliches Recht zu heilig, kein Mittel zu ruchlos erscheint. Jedem Herrsch- und Habsüchtigen zeigt der Versucher irgend ein Stück weltlicher Herrlichkeit, soweit dieselbe in seinen Gesichtskreis eintritt, und fügt die bedingnißweise Verheißung bei: „Dieß alles will ich dir geben, sofern du niederfällst und mich anbetest." Dem Herrn der gesammten Menschheit zeigte er alle Reiche der Welt, mit der Aussicht, sie in ein Universalreich zu vereinigen, aber nicht auf dem Wege der sittlichen Befreiung und geistigen Belebung der Völker, sondern durch die Macht der Waffen, durch Eroberung, Gewaltthat und unheilige Mittel.

Von solchen, im großen Maßstab angewendeten Mitteln weiß allerdings die Weltgeschichte zu erzählen, und bei den Despoten des Orients waren sie stets an der Tagesordnung. So erschlug der Parther-König Phraates mit eigener Hand seine dreißig Brüder und

zuletzt seinen Vater, um allein zu herrschen; so ließ der Padischah Suleyman alle seine Söhne tödten, und dann durch Herolde im ganzen Reiche verkünden: daß nur Ein Gott im Himmel sei, und nur Ein Herrscher auf Erden; und in Persien, in Lahore und den indochinesischen Reichen ist auch in unsern Zeiten noch dieses Verfahren üblich. Und da der Egoismus überall heimisch ist, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir seinem titanischen Hochmuthe nur allzu oft auch unter den christlichen Völkern begegnen. Einer der zahlreichen Fürsten Italiens, der zwar ein kleiner Gebieter, aber ein um so größerer Tyrann war: Bernabo Visconti, Herzog von Mailand, ging am Ufer des Po spazieren, als ihm ein armer Landmann entgegen kam, der ein bepacktes Maulthier vor sich hertrieb. Der Pfad, zwischen dem Strom und einer hohen Mauer eingeengt, war so schmal, daß der Arme nirgend ausweichen und Raum machen konnte; da entschloß er sich rasch, und trieb das Maulthier mitsammt seiner Bürde in den Strom, von dessen Fluthen es fortgerissen wurde. Worin bestand der Dank, womit Bernabo dieses Opfer belohnte? Darin, daß er den Armen gleichfalls in den Strom werfen ließ; damit, wie er sagte, dieser Mensch sich nicht rühme, er habe dem Visconti ein Opfer gebracht.

Daß solche frevelhafte Mißbräuche der rechtmäßigen, noch mehr aber der angemaßten Gewalt nicht selten sind, und daß sie gerade von jenen am häufigsten verübt werden, die am lautesten gegen alles, was Autorität heißt, sich aussprechen, das haben die letzten Zeitläufte mehr als genügend dargethan. Damit soll

jedoch nicht gesagt seyn, daß diese herrischen Gelüste nur auf dem politischen Boden, oder im Gebiete des Völkerlebens sich auslassen. Kein Mensch ist so gering, der nicht versucht wäre, in seinem Lebenskreise eine Art von Alleinherrschaft zu führen. Woher hätten sonst der Neid, die Eifersucht, die Verläumdung, die Zwietracht ihren Ursprung, welche die Welt im Stillen verwüsten? Die Evatochter, die sich ihrer Schönheit bewußt ist, will allein bewundert seyn; der Mann des guten Geschmacks will dieses Vorrecht Niemanden abtreten, der Gelehrte duldet in seinem Fache keinen gleich Bewanderten, der Fromme sogar fühlt sich gekränkt, wenn ein Anderer für frömmer gehalten wird; und wo der Wetteifer um Geld und Gut sich bewegt, wird der Krieg im Kleinen mit derselben Erbitterung, Gewalt und List geführt, wie der Krieg im Großen.

Sofern nun ein Sterblicher seinen Leidenschaften blindlings folgt, oder mit kalter Besonnenheit seinen egoistischen Absichten nachgeht, die er durch böse Ränke, durch Trug und Wucher, durch Künste der Verführung zu erreichen sucht: wie kann dann sein Wandel etwas anderes seyn, als ein Abfall von der Wahrheit Gottes und der eigenen Menschenwürde, um den Satan anzubeten, dem Geiste der Lüge und des Unheils zu huldigen? Dieser Lüge ist es auch ganz entsprechend, wenn diejenigen, die ihr dienen, einen Gott verlangen, der nichts als pure lautere Liebe seyn, d. h., wie sie es verstehen, keinen Frevel bestrafen, und, sofern es einen Himmel der Seligen gibt, Jeden ohne Unterschied darin aufnehmen soll. Mit gleichem Aberwitze schwärmen sie

wohl auch von ihrer Liebe zu diesem Gott. Wer aber die Heiligkeit der göttlichen Liebe kennt, der weiß auch, daß er ihr nicht angehört, so lange er ihrem Willen nicht gehorcht, und daß er nur in dem Maße gehorcht, als er die Mächte der Lüge und sich selbst überwindet. Dieser Kampf aber kann mit andren Waffen nicht geführt werden, als mit jenen des Glaubens. Will das leiblich sinnliche Leben, mit seinen Bedürfnissen und Wünschen uns ausschließlich beherrschen, und jedes höhere Streben verdrängen, so müssen wir an dem Ausspruch festhalten: daß der Mensch, als Einheit eines Doppelwesens, nicht bloß des täglichen Brodes bedarf, sondern ohne Vergleich dringender noch der Erkenntniß und der Gnade Gottes. Will die Eitelkeit und die grundsätzliche Verkehrtheit der weltlichen Gesinnung uns dazu verleiten, den Weg der Gottesfurcht und der Treue zu verlassen, und dabei auf jene Liebe und Erbarmung zu rechnen, die, nach dem Evangelium der Welt, Allen ohne Ausnahme verzeiht, und Niemanden zum Exil in die äußerste Finsterniß verurtheilt; so wird vor solch einem Wagniß das Wort uns warnen: Du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen, sondern in Furcht und Zittern, in Ehrfurcht und gewissenhafter Sorgfalt dein Heil wirken. Finden wir uns von einer finstern, dämonischen Leidenschaft, vom Todeshauch des Hasses, des Neides, der Rachsucht bedroht, entdecken wir in uns das Bestreben, das eigene Selbst über alles zu setzen, und rücksichtslos ihm jedes Opfer zu bringen, so kann einzig nur die Beherzigung des Ausspruches uns retten: „Den Herrn deinen Gott sollst du anbeten, und Ihm

allein dienen.“ Ihn allein sollen wir von ganzem Herzen suchen, weil er die ewige Liebe ist; und weil nur er sich unsrer erbarmen kann, eben darum sollen wir ihn allein fürchten. Dieß ist der große Gedanke in dem Hymnus der Sieger, welche durch die Kraft des Erlösers die Probe bestanden: „Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaft sind deine Wege, o König der Ewigkeit! Wer soll dich nicht fürchten, o Herr, und deinen Namen preisen? Denn du allein bist gütig, und deine Gerichte sind offenbar.“ *)

Blicken wir auf den Weg zurück, den wir gegangen, so haben wir zuerst einzusehen gesucht, was die göttliche Liebe sei, und daß wir vor allem an sie glauben müssen. Darüber belehrt uns das schöne Wort des heil. Leo des Großen: „Zwischen Liebe und Glauben ist die Verbindung unzertrennlich; und wo sie nicht zugleich vorhanden, da fehlen beide. Beide müssen mitsammen gehen, bis unsre Sehnsucht erfüllt, und wir zur Anschauung des Herrn gelangen, den wir hienieden nicht lieben, ohne an ihn zu glauben, und an den wir nicht glauben, sofern wir ihn nicht lieben.“ Die Fülle der Liebe Gottes zu den Menschen, und die vollkommene Liebe des Menschen zu Gott ist in Christo erschienen, was der heil. Basilius in bündigster Form in den Worten ausspricht: „Christus ist die Liebe.“ Wer also in Christo bleibt, bleibt

*) Offenb. 15, 3. 4.

in der Liebe, und diese in ihm; die Bedingung und Bürgschaft ist die Bewahrung seiner Gebote. Die göttliche Liebe ist heilig; darum offenbart sie sich dem Lügner und Verächter gegenüber als Gerechtigkeit. Die göttliche Liebe ist stark, denn sie ist eins mit der Allmacht; aber sie kann ohne Widerspruch gegen sich selbst ihr eigenes Werk nicht aufheben, den menschlichen Geist, dem sie die Freiheit gegeben, nicht zwingen. Die göttliche Liebe ist unsterblich und ewig; darum ist es nur sie allein, die den unsterblich erschaffenen Geist mit dem Frieden und der Fülle des Lebens zu beseligen vermag.

Wie selten und wie wenig wird das im Leben der Völker beherzigt! Wir sind in rastlosen Mühen geschäftig, um unsern Haushalt zu fördern, aber meist ohne Gott; wir bauen an der Ordnung und Wohlfahrt der Gesellschaft, aber ohne Aufblick zu Gott; wir haben Land- und Reichstage erlebt, in welchen der Name Gottes verpönt schien; wir graben und pflanzen auf dem Felde der Wissenschaften, aber ohne alle Beziehung zu Gott; wir unterweisen unsre Kinder in allen Dingen, nur nicht in der Ehrfurcht gegen Gott; wir wollen uns groß und herrlich machen, aber alles ohne Gott. Wie ist es dann noch zu verwundern, daß wir unstät und kraftlos sind, und ängstlich nach Licht und Freude, nach einer heitern Zukunft, nach einem wohlversicherten und blühenden Zustande der Gesellschaft uns sehnen? Darum ist es hohe Zeit, daß wir endlich wieder zur ewigen Liebe uns wenden, und mit den kirchlichen Worten zu ihr empor rufen: „Heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger unsterblicher Gott, erbarme

dich unser." Du bist der heilige Gott: erhebe uns über die Knechtschaft der Sünde, heilige uns in der Wahrheit. Du bist der starke Gott: sende uns Muth und Kraft für die Erfüllung deines Willens. Du bist der unsterbliche Gott: lasse uns nicht dahin schlummern in den Schatten des Todes. Heiliger, starker, unsterblicher Gott, erbarme dich unser! Amen.

II.

(Am zweiten Sonntage in der Faste.)

Hoffende Liebe.

„Sehet, welche Liebe der Vater uns gegeben, daß wir Kinder Gottes genannt werden und sind.“ (I. Joh. 3, 1.)

„Wie der Vogel geboren wird zum Fluge, so der Mensch zu Mühe und Leiden.“ So lautet ein uralter Sinnspruch *), den Niemand läugnen wird. Die Kraft jedoch, die uns zur Mühe und Arbeit ermuntert, die im Leiden uns tröstet und aufrichtet, die unsre Gedanken beflügelt, ist die Hoffnung. Nimm die Hoffnung hinweg, sagt der heilige Zeno (Bischof von Verona), und die ganze Menschenwelt erlahmt, aller Fleiß und Muth ist zu Ende, alles ist todt. Der Fischer wirft seine Netze nicht aus an Stellen, wo er seine Mühe erfolglos weiß; der Landmann streut kein Saatkorn in den dürren Sand. Der müde Wandrer nimmt den Rest seiner Kräfte zusammen, so lange er noch darauf rechnet, das Ziel bald genug zu erreichen; sieht er sich in dieser Erwartung getäuscht, so fühlt er auch seine Kraft gebrochen. Nun sind wir sämmtlich Wanderer oder

*) Hiob 5, 7.

Pilger, sofern wir nicht der Täuschung uns hingeben, daß unsere Laufbahn und Bestimmung auf Erden sich abschließt und vollendet. Wir wandeln aber im Glauben, und nicht in der Anschauung dessen, was künftig ist *). Wie sollten wir nun für ein unbekanntes, außer unserm Gesichtskreise liegendes Ziel uns abmühen, den schmalen Weg, den der Glaube vorzeichnet, einhalten, christliche Tugend und Entsagung üben, wenn uns die Hoffnung nicht belebt, die unendlichen Güter zu erlangen, die dem Gottgetreuen verheißen sind?

Zwar gefällt man sich in einer bekannten Einwendung, die wohl hochtrabend, aber nichts weniger als erhaben ist. Man sagt nämlich: dieß sey keine reine und edle, sondern knechtische Liebe, die um Lohn dient, auf Belohnung abzielt; und überdieß sey es des freien Menschen und Weltbürgers unwürdig, um die Seligkeit zu betteln. Nun geht aber alles Dienen mit dem Verdienen Hand in Hand; ein Jeglicher, der irgendwie, für Einzelne oder für das Gemeinwesen, einen wirklichen oder vermeintlichen Dienst geleistet hat, macht sein Verdienst geltend, und klagt über Undank, wenn es nicht anerkannt wird. Bei Menschen also suchen wir Lohn, von Gott hingegen sollen wir Nichts verlangen. Ist eine solche Ansicht nicht des Hochmuthes und Unglaubens verdächtig, oder, wenn ein überschwänglich Frommer sie ausspricht, mindestens eine Schwärmerei? Die unbedingt reine Liebe kann nur dem Unendlichen eigen seyn, welcher der Geschöpfe zu seiner Seligkeit nicht bedarf, noch von ihnen etwas empfangen kann,

*) II. Cor. 5, 7.

was dieselbe vermehrt; unsre Liebe zu Ihm ist mit der dankbaren Anerkennung unsrer Abhängigkeit verkettet, indem wir in und mit Gott alles gewinnen, ohne Ihn alles verlieren.

Dennoch ist auch unsre Gegenliebe eine reine Liebe, weil wir, indem wir nach dem höchsten Gute verlangen, nicht Gott als Mittel der Beseligung suchen, sondern diese als Mittel der Vereinigung mit Gott; weil ferner diese Liebe allein zum Reinen und Heiligen uns erhebt; weil sie durch das Verdienst des Erlösers vermittelt und getragen wird, der für uns und um unsrer willen Gott gedient; und endlich weil sie allein es ist, die unsre echte Würde bewahrt und verbürgt; eine Würde, welche der Jünger in den Worten schildert: „Sehet, welche Liebe der Vater uns gegeben, daß wir Kinder Gottes genannt werden und sind.“ Diese Erhebung ist hienieden an uns noch nicht sichtbar. „Jetzt zwar sind wir Kinder Gottes, und noch ist es nicht zum Vorschein gekommen, was wir seyn werden.“ Aber was für uns erst in der Zukunft verwahrt liegt, ist an unsrem Mittler und Haupte schon vollendet, wie davon die himmlische Verklärung Zeugniß giebt, worinn er seinen Jüngern auf der Höhe des Thabor sich offenbarte. Und deßhalb lehrt Johannes ferner: „Wir wissen aber, daß wir dereinst, wenn er (in seiner vollen Herrlichkeit) erscheinen wird, ihm ähnlich seyn werden. Und ein Jeglicher, der in Ihm diese Hoffnung bewahrt, heiliget sich, gleichwie er (der Gottes- und Menschensohn) heilig ist.“ *)

*) I. Joh. 3, 2. 3.

Da demnach die Gottesliebe ohne Hoffnung ebenso wenig als ohne Glauben denkbar ist, so wollen wir mit dieser wesentlichen Kraft des christlichen Lebens und Strebens uns beschäftigen. Was ist das Ziel und der Gegenstand unserer Hoffnung? Wo der Grund ihrer Sicherheit und Gewißheit? Allerdings sind das sehr weit aussehende Fragen, zu deren Lösung wir den Beistand der Wunderbaren anrufen, welche genannt wird die Mutter der schönen Liebe, der Erkenntniß, der Ehrfurcht und der heiligen Hoffnung *).

In keinem Gebiete der Meinungen erscheinen die Ansichten verschiedenartiger, die Gegensätze schroffer, als in jenem des menschlichen Hoffens und Harrens. Und deßhalb ist es am besten gethan, wenn wir uns gleich anfangs in die Mitte dieses Streites versetzen, indem wir einer kleinen Begebenheit gedenken, die ein nicht unbekannter Mann: der schwedische Graf Oxenstierna (der Jüngere) aufbehalten hat. Zwei französische Edelleute hatten während ihrer akademischen Studien die innigste Freundschaft geschlossen, nachher aber durch eine lange Zeit einander aus den Augen verloren. Einer von ihnen, der ein Offizier der königlichen Leibwache, und nebenbei nicht bloß ein eleganter Weltmann, sondern auch ein sogenannter starker Geist geworden, gieng einmal über die neue Brücke in Paris, als ihm zwei Capucinermönche begegneten, von welchen der Jün-

*) Eccli. 24, 24.

gere seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Er trat näher hinzu, erkundigte sich um den Namen, den der letztere vordem in der Welt geführt; und siehe da: der demüthige Jünger des heiligen Franciscus war sein Jugendgefährte, sein geliebter Schulfreund. So herzlich aber seine Freude, konnte er doch eine satyrische Bemerkung nicht unterdrücken. Mitleidig betrachtete er einen Augenblick den dürftigen Ordenshabit, das grobe Tuch, die von Riemen befestigten Sandalen; dann sprach er: Armer Freund! Was für große Opfer hast du gebracht, und wie sehr bist du zu bedauern, im Falle deine Erwartung getäuscht wird, wenn es nämlich kein Paradies giebt, keinen Himmel der Seligkeit! Der Capuciner, der die Gesinnung seines lockern Freundes durchschaute, blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Was mich anbelangt, sagte er, so habe ich, so weit ich die Welt kenne, in derselben jedenfalls nicht gar viel verloren. Sofern es aber einen Himmel, und somit auch eine Hölle geben sollte, wie sehr, o Freund, wärest du dann zu beklagen!

Was wir an diesem nicht sehr erbaulichen Zwiegespräche wahrnehmen, ist vorerst die gewöhnliche sehr oberflächliche Weise, in welcher die große Frage über das jenseitige Leben von solchen Leuten abgefertigt wird, die ihr ganzes Dichten und Streben auf die sichtbare Welt beschränken. Es ist aber noch eine andre Bedeutung darinn erkennbar. Alle Menschen eines und desselben Zeitalters, die zu den Erwachsenen und einigermaßen Gebildeten gehören, sind nicht blos Zeitgenossen, sondern auch Schulgenossen; insofern sie gleichzeitig, es sey im

Elternhause, es sey in den Volksschulen, noch großentheils in christlichen Grundsätzen erzogen und unterrichtet wurden. In das Weltleben eintretend, sind sie dann ihre verschiedenartigen Wege gegangen; und wenn sie gelegentlich zusammentreffen, zeigen sich ihre Meinungen und Ansichten sehr verändert. Viele, und wohl die Meisten, haben ihren kleinen Katechismus längst vergessen und weggeworfen; sie haben das positive Christenthum als ein überwundenes Vorurtheil geringschätzen gelernt; und sind entschieden „liberal". Und obwohl sie selten recht wissen, was dieser Ehrenname eigentlich bedeute, soll man ihnen doch nicht nachsagen, daß sie hinter ihrer Zeit zurück geblieben; jedenfalls sind es Leute, die sich von thörichter Furcht und leerer Hoffnung nicht irre machen lassen; sie beeilen sich, an Genuß, Besitz und Ehre den ihnen gebührenden Antheil zu erringen; und was das Weitere oder Jenseitige betrifft, so haben sie ihre Sache auf Nichts gestellt, und können sich auf den letzten Heros deutscher Philosophie berufen, welcher den erhabenen Lehrsatz aufgestellt: „die Unsterblichkeit der Seele sey bloß eine Angelegenheit für Träumer und Müßiggänger, wofür der thätige Mensch keine Zeit habe" *).

Ihnen gegenüber in der Minderzahl stehen die Anderen, die noch fest und innig am christlichen Glauben und an christlicher Sitte halten, die aber deßhalb weder die Geistlosen, noch die Müßiggänger oder Träumer sind, zu welchen das vornehme Urtheil der liberalen

*) L. Feuerbach.

Pharisäer sie stempelt. Sie dürfen freilich nicht jeder herrschenden Meinung huldigen, nicht jede witzige Verkehrtheit gut heißen; sie wissen, daß die Freiheit nicht in der Loslassung der physischen Kräfte, der Leidenschaften und Launen gewonnen werde, sondern im freien Dienen, im sittlichen Gehorsam unter Gottes Gesetz. Während nun diese das innere Mitleid gegen die Gottesverächter nicht ganz verhehlen können, müssen sie es sich gefallen lassen, auch ihrerseits als Zurückgebliebene bemitleidet zu werden; und so bedauert eine Partei die andere. Allein bei diesem bloßen Bedauern bleibt es nicht. Der Vorwurf der Unduldsamkeit, deren man die Gläubigen beschuldigt, trifft eigentlich die Gegner selbst, die jetzt als die wahrhaft Orthodoxen, das heißt als die einzigen Besitzer und Verfechter der unverfälschten Vernunftwahrheit gelten wollen; die Führer des Unglaubens haben die Geduld verloren, und wollen weder den Glauben noch die Gläubigen länger dulden. Ihr Feldruf und Schlagwort ist das ausschließliche, allein wirkliche und daher absolute Diesseits; nach ihrer atheistischen Ueberzeugung oder vielmehr Selbstüberredung ist die Welt, nämlich sowohl die Natur als die Menschheit und die Geschichte, nichts anderes als die fortwährende Entwicklung und Entfaltung eines in sich bewußtlosen Prinzips oder Naturgrundes. Nach ihrer Ansicht giebt es daher keine andre Wirklichkeit, als die vor unsren Augen sich immerfort entwickelt; was man Jenseits nennt, hat seine Heimath einzig nur in den Gedanken und Einbildungen des Menschen; zugleich aber mit diesem Jenseits schwindet auch alles, was den Namen einer Religion trägt.

Was erwidern wir auf so zuversichtliche Reden? Wir sagen: eurer Weisheit zu Folge entwickelt sich der freie selbstbewußte Geist aus der blinden Natur, die Sittlichkeit und das Gewissen aus dem Sinnenleben oder aus Fleisch und Blut, der Gottesgedanke aus der menschlichen Vorstellung, die Ursache aus der Wirkung; eure Weisheit ist so verkehrt, wie ihr selber. Wir unsrerseits halten uns an die Frage des Psalmes: Der das Auge gebildet, soll selber nicht sehen? der das Ohr gepflanzt, nicht hören? der den Menschen die Wissenschaft (Bewußtseyn und Gewissen) verleiht, soll der selber bewußtlos seyn? *) Wir unterscheiden die denkende, schaffende Allmacht Gottes von der erschaffenen Welt, die zwar aus seinen schöpferischen Gedanken, aber nicht aus seinem Wesen ist; wir unterscheiden in dieser letztern die sittlichen Wesen oder die Geister von der körperlichen und sinnlichen Natur und ihren zahllosen Gebilden.

Da wir demnach einem Gotte huldigen, der durch seine Macht und Wissenschaft allgegenwärtig, allein seinem Wesen nach über und außer der Welt ist; und da wir selber mit unsrem sinnenbegabten Leibe und unsrer geistigen Seele jener zweifachen Schöpfung zugleich angehören, so wissen wir auch von einer zweifachen Wirklichkeit, in der wir uns befinden, und die unser ganzes Daseyn umfaßt. Die eine Wirklichkeit, die sich jedem aufdrängt, und die bei Vielen als die einzige sich geltend macht, ist das dießseitige oder irdische Leben, in welchem vorzugsweise die Erscheinungen, das Aeußerliche

*) Ps. 93, 10.

der Dinge, sinnlich wahrgenommen werden. Was jedoch über das Gebiet der Natur und ihrer Lebensentwicklung hinausreicht, ist das sittliche Wesen der Geister, deren Bestimmung und Ziel die Beseligung durch Gott; weßhalb wir hienieden schon durch unser geistiges Daseyn eben so wahrhaft und wirklich im jenseitigen als im diesseitigen Leben stehen.

Dieser Gegensatz ist es, um welchen die menschlichen Hoffnungen sich wenden. Und wenn der Apostel seinen Jünger Timotheus anleitet: er möge die Reichen dieser Welt ermahnen, keine Gedanken der Hoffart zu hegen, auf den unsichern Besitz nicht zu vertrauen, sondern auf den lebendigen Gott, reich zu werden an guten Werken, und einen Schatz als gute Grundlage (Capital) zu sammeln für die Zukunft, damit sie das ewige Leben ergreifen *), so ist es eben der Unterschied zwischen dem Unsichern und dem Bleibenden, zwischen dem Vergänglichen und dem Ewigen, worauf er hier aufmerksam macht. Und wo war jemals ein besonnener Mensch, der nicht die Wandelbarkeit der irdischen Dinge bedacht hätte? Ein altes Sprichwort, das davon Zeugniß giebt; die Frage nämlich: „wer weiß, was zwischen den Lippen und dem Rande des Bechers liegt?“ reicht bis in die Zeit des Trojanerkriegs hinauf. Ankeos, König von Samos hatte einen Weingarten zu pflanzen unternommen, dessen Frucht er bald genießen wollte, weßhalb er seine Sklaven mit grausamer Strenge zur Arbeit anhielt. Einer von diesen faßte den Muth,

*) 1 Tim. 6, 17.

dieß Benehmen zu rügen. Herr, sprach er zu ihm: wozu solche Hast? ist es doch gewiß, daß du von der Frucht dieser Reben keinen Tropfen je kosten wirst! Allein anstatt darauf zu achten, verdoppelte jetzt der König nicht bloß die Zahl der Arbeiter, sondern auch die Arbeit der Einzelnen; und endlich erlebte er doch die Freude, daß einige Reben Blüthe und Frucht brachten. Kaum waren diese wenigen Trauben zur Reife gediehen, als Ankeos eiligst sie abnehmen und keltern ließ; er füllte mit dem Most einen Becher; doch bevor er ihn zum Munde führte, sprach er verächtlich zu dem Sklaven, der ihm das Gegentheil geweissagt: da siehest du nun, ob ich von der Frucht meiner Pflanzung kosten werde oder nicht. Der Sklave erwiderte: Zwischen dem Becher und dem Munde ist noch Raum genug, daß etwas dazwischen komme! In demselben Augenblicke brach ein gewaltiger wilder Eber, Alles aufwühlend und verwüstend, in den Weingarten ein; Ankeos setzte eiligst den Becher nieder, ergriff seinen Jagdspieß, und ging dem Feinde entgegen; allein das wüthende Thier unterlief ihn und verwundete ihn mit den Hauern dergestalt, daß er auf der Stelle verschied.

Diesen Wechsel und Unbestand der irdischen Dinge hatte Marcus Tullius im Auge, als er keinen Anstand nahm zu erklären: daß der römische Mann, selbst wenn er Alles wohl vollbracht, dennoch in seinem Herzen zaghaft sey. Alle rein irdischen Erwartungen und Pläne sind theils auf die unsichern Verhältnisse der Naturkräfte und Elemente, theils auf die eben so wandel-

baren menschlichen Neigungen, Willkür und Macht gebaut; und es geht damit, wie mit den Luftschläuchen, welche der launenhafte Kaiser Heliogabalus als Sitze zubereiten, und aus welchen er, nachdem die Tafelgäste sich darauf gelagert, durch eine Vorrichtung die Luft wieder ausströmen ließ. Inzwischen ist es nicht einmal nothwendig, auf solche Beispiele hinzuweisen, deren es eine unermeßliche Zahl giebt. Denn der Gegenstand, mit dem wir uns beschäftigen, ist die Hoffnung, insofern sie als Tugend erfaßt wird. Nun ist aber die rein irdische Hoffnung eben so wenig eine Tugend, wie die irdische Liebe, wenn sie als bloße Leidenschaft und ohne geistig sittliche Würde erscheint; soll sie diese Würde an sich tragen, so darf sie auf rein dießseitige und folglich sichtbare Dinge nicht gerichtet seyn, da sonst eine solche Art von Hoffnung auch den Hausthieren, oder den jungen Schwalben, die auf ihr Futter harren, nicht abzusprechen wäre. Darum lehrt der Apostel ausdrücklich: „die Hoffnung die geschaut wird," d. h. deren Gegenstand sichtbar oder überhaupt sinnlich wahrnehmbar, „ist keine Hoffnung; denn wie soll Jemand dasjenige hoffen, was er sieht?" *) Der Gegenstand unseres Hoffens ist einerle mit dem unseres Glaubens; und eben deshalb kann er nicht in der irdischen Sinnenwelt hervortreten. Der Glaube ist „das wesentliche Vorhandenseyn der zu hoffenden Dinge", ähnlich wie im Samenkeime schon der künftige Baum begründet ist, „die Ueberzeugung von

*) Röm. 8, 24.

den Dingen, die (hienieden) nicht zum Vorschein kommen" *); und zwar entweder, weil sie übersinnlich und ohne körperliche Aeußerlichkeit sind, wie unser eigener erschaffener Geist, oder weil wir von der verklärten Natur in dem jetzigen Zustande unsrer Sinne keine Vorstellung haben können.

Durch die Hoffnung also erfassen und ergreifen wir mit der Kraft des Willens Alles das, was der Glaube uns lehrt; und da, nach Thomas Aquinos, ihr eigenthümlicher und hauptsächlichster Gegenstand die ewige Seligkeit oder die Anschauung Gottes ist, so wirkt sie in uns als Triebfeder des Gott getreuen Lebens. Darum kann sie auch, in ihrer aufstrebenden Kraft, nicht eine unbedingte seyn. Wie nämlich das wahre Ziel unsrer Hoffnung in der jenseitigen Zukunft liegt, so findet sich eben dort auch der Grund und Gegenstand unsrer Furcht. Wir haben schon früher der großen Worte gedacht: „Wer soll Dich nicht fürchten, o Herr, und deinen Namen preisen, da du allein gütig bist?" **) Je nothwendiger wir mit unserm ganzen Seyn und Leben auf Gott als das höchste Gut angewiesen sind, desto jammervoller unser Geschick, desto schrecklicher unsre Ohnmacht in Einsamkeit und Finsterniß, wenn wir uns von ihm entfremden, und, wie die Schrift es ausdrückt, von seinem Angesichte verstoßen und verworfen werden. Und dennoch müssen selbst Jene, die von der Huld Gottes für immer abgefallen, ihr die

*) Hebr. 11, 1.
**) Offenb. 15, 4.

Ehre geben, da sie nicht läugnen können, daß er sie zur Seligkeit erschaffen, und daß die Freiheit, die sie mißbraucht haben, das Geschenk seiner Liebe sey.

Je lebendiger wir also die Heiligkeit der göttlichen Güte erkennen, die allein uns retten und beseligen kann, mit desto tieferer Ehrfurcht werden wir ihr huldigen und gehorchen; denn jene Güte schließt die Bedeutung des warnenden Wortes nicht aus: „es ist schrecklich, in die Hände (in das Strafurtheil) des lebendigen Gottes zu fallen; der Herr euer Gott ist ein verzehrendes Feuer." *) Denn vor seinem Lichte kann nichts Lügenhaftes, nichts Unlauteres sich behaupten. Diesseits ist das Gebiet, in welchem die Freiheit und Willkür schaltet; jenseits harrt das Gericht. Diesseits macht der Schein sich geltend, jenseits übt die Wahrheit allein ihr Recht. Und darum ist es schlimmer als Thorheit, es ist Verrath an uns selber, wenn wir uns verleiten lassen, für niedrige und unwürdige Zwecke, für vergängliche und vermeintliche Güter von der Liebe Gottes uns abzuwenden, und unsre selige Bestimmung aufs Spiel zu setzen. „Was fruchtet es aber dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber Schaden leidet an seiner Seele, und sich selbst ins Verderben stürzt? Oder welchen Preis wird er einsetzen zum Tausch, um seine Seele wieder zu gewinnen?" **)

Bei dieser Frage des Herrn wird man unwillkürlich an den weltberühmten Staatskünstler erinnert, der

*) Hebr, 10, 31, 12, 29.

**) Matth. 16, 26. Luc. 9, 25.

auf die vertrauliche Frage: wie weit seine Verläßlichkeit reiche? geantwortet haben soll: bis zu einer Million könne er für sich bürgen. Wahrscheinlich war das nur zum Scherz gesagt, und als Anspielung auf jene feilen Seelen, die vielleicht die Ehre, das Recht und die Pflicht nicht verrathen und verkaufen, so lange ihnen der Preis nicht hoch genug scheint, die aber auch, sobald der Kaufschilling verdoppelt oder verzehnfacht wird, sogleich zum Handel bereit sind. Was für einen Begriff haben solche Menschen, die durch eine Lockung des Geizes oder der Genußsucht sich verstricken lassen, von dem unermeßlichen Werthe ihres Daseyns? Wir streiten und disputiren nicht selten, und mehrentheils sehr unbehülflich, über das berühmte Thema von der Unsterblichkeit der Seele; gewöhnlich ohne vor Allem zu fragen, was denn eigentlich diese Seele sey; und wenn die Gläubigen mit gewandten Gegnern sich einlassen, gerathen sie in Gefahr, in ihrem Glauben wankend zu werden. Dem Christen kann es völlig genügen, jenen Ausspruch des Herrn festzuhalten, der ihm Alles sagt. Wenn die ganze Welt, also nicht blos die Erdenwelt, mit all' ihrer Herrlichkeit, mit ihren Sonnen und Gestirnen den Werth einer Menschenseele nicht aufwiegt, wenn der Besitz der gesammten Welt den Verlust des wahren Lebens nicht ersetzen kann: muß dann diese geistige Seele nicht herrlicher und eines weit höhern Werthes seyn, als die ganze körperliche Erscheinungswelt? Und wenn der Werth dieser letztern nicht ausreicht, um als Lösemittel die Ausgleichung ihrer Todesschuld und ihre Befreiung zu bewirken, wenn

zu diesem Zwecke nichts geringeres als eine neue Schöpfung, ein himmlischer Mensch, ein göttlicher Mittler erfordert ward mit seinem erlösenden Opfertode, so wird doch offenbar daraus einleuchtend, daß die geistige Seele des Menschen ein Einzelwesen für sich, und folglich keinem Aufhören, keiner Vernichtung unterworfen sey? Wäre sie vergänglich, gleich den wandelbaren Lebensgestalten der Natur, so könnte ihr auch im Wesentlichen kein höherer Werth zugeschrieben werden.

Bei allem dem ist es an der bloß geistigen Fortdauer und Seligkeit des Menschen noch lange nicht genug. Denn so nothwendig unsre wahrhafte Hoffnung auf das Jenseitige, Unsichtbare und Unvergängliche sich richten soll, sind wir dennoch nichts weniger als einseitige Idealisten und Spiritualisten, die alles Körperliche nur als Täuschung und Traum, oder als Verkörperung und Hülle des Geistigen betrachten. Da wir vielmehr durch den Glauben selbst belehrt sind, die Natur oder Sinnenwelt eben so gewiß für eine Schöpfung Gottes zu achten, als die Welt der Geister, den Menschen aber als die Lebenseinheit beider dieser Schöpfungsreihen anzusehen, so sind gerade die Gläubigen die ächten Realisten, weil sie die volle und ganze Wirklichkeit des Menschenlebens auch im Jenseits hoffen und erwarten.

Denn was ist der eigentliche Grund, um dessen willen der Mensch, so weit dieß von einem Geschöpfe gelten kann, ein Ebenbild Gottes gerühmt wird? Daß diese Ebenbildlichkeit in Fleisch und Blut, in der organischen Leiblichkeit nicht zu suchen, das versteht sich von

selbst. Daß sie unsrem geistigen Wesen für sich allein auch nicht eigen sey, wird daraus gewiß, weil sonst auch die reinen oder unverhüllten Geister als solche Ebenbilder bezeichnet würden. Der eigentliche Grund liegt vielmehr darin: weil die gesammte erschaffene Welt (die Welt-Creatur, wie der Apostel sie nennt), als Gottes Gegenbild, in dem geistig-leiblichen Menschen ihre Einheit und Vollendung findet.

Als ein mit der Natur organisch verbundener Geist gewinnt der Mensch die Macht, über die Naturwelt zu herrschen, ihre Kräfte und Gebilde zu erforschen, zu benützen, seine Gedanken darin auszuprägen, und dadurch als Bildner, Erfinder und Künstler schöpferisch zu wirken. Diese Einheit des sinnlichen und geistigen Lebens ist es daher auch, die im Menschen durch den zeitlichen Tod nicht für immer zerrissen werden soll.

Worin beruht nun, nach dieser Voraussetzung, die Fülle und das Wesen der Hoffnung, welche das Christenthum verbürgt? Wir wollen auf einem etwas weiten Umwege die Antwort finden, indem wir in die Steppen des östlichen Asiens, namentlich der Mongolei uns begeben. Unter den Missionären des heiligen Franciscus Seraphicus, welche den Muth hatten, das Evangelium in diese fernen Gegenden zu tragen, befand sich auch ein Franke, Namens Rubruquis, der zugleich ein Abgesandter König Ludwig's des Heiligen an den Groß-Chan der Tartaren war. Er brachte diesem nebst anderen Geschenken ein großes Gefäß, gefüllt mit einem köstlichen Weine, der damals in der Nähe von Paris (bei Mantes) gebaut wurde. Der Tartarenchan fand

den Wein so vortrefflich, daß er sich dadurch bewogen fühlte, ein Christ zu werden; denn, sagte er: es ist billig, den Glauben eines Volkes anzunehmen, dessen Land einen so edeln Wein hervorbringt. Rubruquis meinte sogar, daß auch der Sohn dieses Gebieters, der berühmte Dschengis-Chan, dem Beispiele seines Vaters sich angeschlossen hätte, wäre von dem belobten Weine noch etwas vorräthig geblieben.

So drollig auch diese Ansicht sich ausnimmt, fehlt es ihr doch nicht an Bedeutung. Der Wein von Mantes, der im Zeitalter Ludwigs des Neunten berühmt war, wird nimmer gebaut, und das Christenthum will der Jetztzeit nicht munden; sie hat den Geschmack daran verloren: Und aus welcher Ursache? Vielleicht weil man, seit einem Jahrhundert beinahe, der Welt keinen reinen Wein mehr eingeschenkt, sondern den Inhalt des Christenthums durch Rationalismus, Empfindelei oder bloßes Moralisiren verwässert hat. Das Wesen des christlichen Glaubens ist aber eben kein Wasser, sondern lauter Kraft, Geist und Leben; es wird vom Propheten der Wein genannt, der die sittliche Lauterkeit hervorbringt;*) es ist die Bürgschaft des Heiles im vollständigsten Sinne, für welchen das bezeichnende Wort nicht weit zu suchen ist. Fragen wir nämlich nach den Behelfen, deren wir, bei dem steten Wechsel der Stoffe tagtäglich bedürfen, um die erschöpften Kräfte zu ersetzen, so sind es mancherlei Mittel der Erholung und Erquickung, unter welchen Speise

*) Zach. 9, 7.

und Trank voran stehen. Deßhalb sehen wir auch am Eingange jeder Oertlichkeit, wo diese dargeboten werden, mit großen Buchstaben angeschrieben: Restaurant oder Restauration; wiewohl die Wiederherstellung, die diese Mittel gewähren, keine nachhaltige seyn kann. Und somit haben wir auch das rechte Wort gefunden. Denn das ganze Werk und Ziel des Christenthums ist eben nichts anderes, als die bleibende Wiederherstellung des gebrochenen Menschenlebens in seine Lebensfülle und ursprüngliche innere Ordnung, und zwar nicht bloß durch Beseligung des Geistes im Frieden Gottes, sondern auch durch die Verklärung des wieder erweckten seelischen Leibes, der nunmehr in die Freiheit und das Licht des Geistes eingeht, und von ihm vollkommen beherrscht und getragen wird.

Diese Restauration des geistigen sowohl als des leiblichen Menschen ist es, auf welche die Worte des Herrn sich beziehen: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben, und damit sie es im Ueberflusse haben.“ Ja einzig deßhalb hat er unsre Leiden und den Tod auf sich genommen, hat durch das Verdienst seines Gehorsams, das der ganzen Menschheit angehört, ihre Schuld ausgeglichen, und ist auferstanden in Herrlichkeit, um als Haupt der Menschheit für Alle das Leben wieder ans Licht zu bringen. Diese Glorie, die er als irdischer Wanderer in sich barg, sollte einmal ausnahmsweise, auf der Höhe des Thabor, ihre Schranken durchbrechen, um für einen Augenblick, und so weit sie es zu ertragen vermochten, den Jüngern anschaulich zu werden. Er erschien zwischen den Abgeschiedenen der

Vorzeit und den noch irdisch Lebenden, zwischen den Sendboten des alten und des neuen Bundes, um zu zeigen, daß er der Herr und die Lebensmitte aller Generationen sey, und daß Gesetz, Prophetie und Evangelium von Ihm ausgehen und in Ihm sich einigen. Dazu gab die Stimme vom Himmel Zeugniß, daß durch ihn und um seinetwillen die Huld des Vaters auf der Menschheit ruhe, und daß er ihre höchste Autorität, ihr Haupt und Gesetzgeber sey, dem Alle zu gehorchen haben.

Diese Erhöhung und Verherrlichung der Menschennatur in Christo ist der Grund und die Bürgschaft unsrer Wiederherstellung, der Born des neuen Lebens. Das Verdienst seiner Hingabe gereicht uns, sofern wir in seine Gesinnung eingehen, zur Rechtfertigung; seine Aufnahme zum Vater, von wo er die Fülle der göttlichen Kraft und Liebe, den heiligen Geist uns sendet, bewirkt unsre Wiedervereinigung mit Gott, oder unsre Heiligung; seine selige Lebensfülle ist das Unterpfand unsrer dereinstigen Neubelebung, das Siegel unsrer Hoffnung. Das Werk der Erlösung ist nämlich noch nicht vollendet, wenn unser Geist, aus dem Gebiete der Erde scheidend, in das Reich des Lichtes und des Friedens aufgenommen wird. Denn immer noch erwarten wir, am Abschlusse des jetzigen Weltlaufs, die große Offenbarung des Heilandes, der unsern Leib neu gestalten, und aus seinem jetzigen niedrigen Zustande zur Aehnlichkeit seiner Glorie erheben wird.*) Oder, nach

*) Phil. 3, 20.

den Worten, die wir schon früher vernommen: „Jetzt zwar sind wir Kinder Gottes, und es ist noch nicht zum Vorschein gekommen, was wir seyn werden; dieß aber wissen wir: wenn er erscheinen wird, werden wir ihm ähnlich seyn." Daß hier jedoch, als Anforderung an die menschliche Freiheit, eine Bedingung dazwischen trete, ist an sich schon klar; der Jünger versäumt nicht sie auszusprechen, indem er beisetzt: „Ein Jeglicher, der diese Hoffnung hegt, heiliget sich, (strebt nach sittlicher Reinheit) gleichwie sein Erlöser heilig ist."

Mit dieser Wendung sind wir nun bei derjenigen Seite unserer Betrachtung angelangt, welche in der logischen Sprache die subjektive genannt wird. Es darf nämlich unsre Hoffnung, die auf das Werk Gottes und Christi erbaut ist, nicht einzig und ausschließend auf das Wunder dieser Liebe vertrauen, sondern es wird noch eine andere Bürgschaft erfordert, die in unsrer eigenen Gesinnung und Bemühung liegt, und an welcher es eben erprobt wird, ob es der lebendige Gott sey, zu welchem unser Sehnen und Hoffen strebt. Ein deutscher Ritter aus der Familie der Seckendorf vermaß sich einmal bei einem Zechgelage den vollen Humpen empor zu heben, und dabei zu betheuern: „Sofern mir Gott der Herr mein Vermögen und meine Lebensfreuden in solcher Weise überlassen und gewähren wollte, daß ich tausend Jahre lang nach meinem Wohlgefallen derselben genießen dürfte, so wollte ich ihm seinen Himmel nicht beneiden!" Der Mann, der einen solchen Toast auszubringen fähig war, hatte zwar noch den Glauben; aber dieser Glaube, durch keine Liebe zu Gott beseelt,

war todt, und darum auch ohne Hoffnung. Wo der Hang zum sinnlichen und weltlichen Leben vorwaltet, wie könnte da eine Liebe zu himmlischen Gütern gedeihen? „So Jemand den Geist Christi nicht hat, der gehört Ihm nicht an. Wenn hingegen Christus in uns wohnt, so ist unser Leib todt in Bezug auf die Sünde, der Geist aber lebendig durch die Rechtfertigung;"*) d. h. unser leibliches Leben ist dann nicht mehr seinen Trieben und Leidenschaften hingegeben, sondern muß dem Gesetze des Geistes gehorchen, den die Gnade belebt und kräftigt. Darin beginnt und besteht die sittliche Erneuerung oder Restauration des Menschen, von welcher die physische, d. h. die leibliche und vollständige Wiederherstellung bedingt wird, die mit ihr wie Wirkung und Ursache zusammenhängt. Wenn nämlich, wie ebenfalls der Apostel lehrt, der Geist desjenigen, der Jesum Christum (als den Menschensohn) von den Todten erweckt hat, in uns wohnt — wenn wir in der Liebe bleiben, und die Liebe in uns — so wird er, der Herr der Allmacht, kraft dieser wesenhaften Mittheilung seines Geistes, auch unsre sterblichen Leiber wieder ins Leben rufen. Der göttliche Geist selber ist es, der unserm (erschaffenen) Geiste Zeugniß giebt, daß wir Kinder Gottes sind. Wenn aber Kinder, sind wir auch Erben Gottes, Miterben Christi — also Theilnehmer an seiner ganzen seligen Lebensfülle — sofern wir nur mit ihm dulden, um auch mit ihm verherrlicht zu werden.*)

*) Röm. 8, 9. 10.

*) Röm. 8, 10. 16.

So ist es demnach die volle, irdische und überirdische, diesseitige und jenseitige Wirklichkeit, die wir mit unserm Glauben und Hoffen umfassen. Die Läugner des persönlichen Gottes, die sogenannten Humanitarier, die Alles, was man sonst für göttlich hielt, einzig in der Menschheit und in ihrer Entwicklung suchen, rühmen sich zwar, daß sie allein den Werth des Lebens verstehen, es ergreifen, fördern, und in Kunst und Wissenschaft fortbilden, während die Gläubigen und Frommen, in ihren träumerischen Befürchtungen und Hoffnungen befangen, hinter der großen Bewegung zurückbleiben in Trägheit und Verdummung. Wir hingegen wissen, daß die katholische Vorzeit weit herrlichere Kunstwerke aufzuweisen hat, als unsre Gegenwart, die sich einbildet, die Weisheit sey erst mit ihr geboren worden; und wir halten uns an den untrüglichen, durch die Erfahrung gerechtfertigten Lehrsatz: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen ersprießlich; denn sie hat die Verheißung des gegenwärtigen Lebens sowohl als des künftigen.“ *) Je entschiedener die Meister der atheistischen Weisheit von dem künftigen Leben absehen (wiewohl Manche unter ihnen, auf die Kraft ihrer geistigen Reife vertrauend, ihre Fortdauer durchzusetzen gedenken), desto emsiger muß ihr Bemühen darauf abzielen, daß die Völker die einzige Bestimmung, die ihnen noch erübrigt, nämlich die irdische Wohlfahrt erreichen. Sie suchen daher die Gesellschaft auf künstlichen Grundlagen und abstrakten Begriffen, auf Men-

*) 1. Tim. 4, 8.

schenrechten, Majorität der Stimmen, und arithmetischen Gesetzen aufzubauen; allein ihrem Bauwerk fehlt das organische Leben, die sittliche Kraft, und vor allem das Fundament und der Schlußstein, von welchem die Menschheit getragen wird, obwohl es niemals an thörichten Bauleuten gleich ihnen gemangelt hat, die in ihrem Hochmuth ihn verworfen haben.

Auch die Gläubigen, die auf Christum allein als den Fels und Lebensgrund bauen, wissen gar wohl daß sie hienieden zur leiblichen wie zur geistigen Thätigkeit berufen sind, daß (wie schon Sophokles gesagt) ohne Arbeit kein Glück gedeiht, daß sie ihre geistigen Kräfte entwickeln und ausbilden, und die irdisch gesellige Wohlfahrt fördern sollen; und je gewissenhafter sie im Geiste des Glaubens wandeln, desto freudiger wird im Lichte und Segen Christi, auch ihr Erdenwerk gedeihen. Die Feinde und Verächter seines Wortes, die anstatt der Vorsehung Gottes den Fortschritt des Weltgeistes anbeten, lassen sich von Zufälligkeiten (Eventualitäten) bestimmen, und von den Fluthen der Meinungen tragen; und weil Gesetz und Ordnung ihnen wie Stillstand erscheint, so haben sie dessen kein Hehl, daß sie nur am fortwährenden Wechsel und Umsturz der geselligen Zustände ihr Wohlgefallen finden. Wie ihre Gottheit, so ihr Cultus; ihr ganzer Sinn ist auf die Erscheinungen hingewendet, die vor ihnen und mit denen sie selber vorüber ziehen; es ist eine Traumwelt voll verkehrter Bilder, in der sie leben; und wie es der Seher von seinen Zeitgenossen ausgesagt, die rein nur dem irdischen Lebensgenusse sich hingaben, so gilt

es auch von ihnen: „sie schlummern und lieben die Träume“ *).

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte ein gewisser William Johnson, als Agent der englischen Regierung, in naher Berührung mit den Indianerstämmen in Nordamerika. Um seine Geschäfte zu fördern, hatte er aus London prächtige Kleidungsstücke von hellfarbigen Stoffen und andre Gegenstände des Schmuckes herbei schaffen lassen, die er zu Geschenken für die Häuptlinge oder Caziken bestimmte. Einer der vornehmsten unter diesen, der Anführer der fünf Stämme der Mohikaner, den die Engländer Henri nannten, war bei der Schaulegung all der Herrlichkeiten, nach der Sitte dieser Halbwilden, dem Anscheine nach ganz gleichgiltig geblieben, als ob daran nichts zu bewundern oder zu wünschen wäre. Allein es zeigte sich bald, daß dieses stoische Benehmen nur erkünstelt war. Wenige Tage nachher fand er sich bei William ein und sprach: Ich habe geträumt, daß du mir eins der schönen Kleider geschenkt hast, die über dem großen Wasser herüber dir gesendet worden. Der Agent, mit dem Aberglauben der Indianer bekannt, die jeden ihrer Träume für die Voranzeige einer unausbleiblichen Thatsache halten, verstand den Sinn der Mittheilung leicht, und schenkte ihm ein prachtvolles mit Gold bordirtes Scharlachgewand, das glänzendste von allen. Einige Zeit nachher, da er diesem Häuptling begegnete, wußte er schlau genug den Handel umzuwenden. Henri, sagte er: auch ich habe heute

*) Isai. 56, 10.

Nacht geträumt, als hättest du mir mit diesem Stücke Landes hier längs des Flusses ein Geschenk gemacht. Es waren dieß sehr fruchtbare Grundstücke, die über eine Fläche von fünftausend Morgen sich erstreckten. Henri, der nach seinen Begriffen das Begehren nicht abweisen konnte, sah sich genöthigt, den Traum zu verwirklichen; allein er begleitete die Schenkung mit der vorsichtigen Verwahrung: „von jetzt an werde ich mit dir nimmer träumen; deine Träume kosten mich zu viel!“

Wie viele Träume giebt es nicht, von denen das Gleiche auszusagen wäre! Mancher Jüngling, manche Jungfrau haben von Glanz und Freude geträumt, und dieser Traum hat sie nichts Geringeres gekostet, als ihre Sittlichkeit, ihre Ehre, ihren Frieden mit Gott. Wie hoch die Träume von einer ganz neuen, glückseligen, zwanglosen Weltordnung zu stehen kommen, haben die Völker oft genug erfahren, ohne dadurch weiser geworden zu seyn; denn dazu wird ein rechtes Erwachen und Wachbleiben erfordert, das in der Besonnenheit des geistigen Bewußtseyns, in der Selbsterkenntniß und im Aufblick zu Gott sich erprobt. Unsre Lebensaufgabe ist daher diese, daß wir, der Mahnung des Apostels getreu, nicht träumen, sondern nüchtern und wachsam bleiben, wie es Kindern des Lichtes ziemt, gerüstet mit Glauben und Liebe und mit der Hoffnung des Heils; denn deßhalb ist Christus für uns gestorben, damit wir, ob hienieden, ob jenseits, für ihn und mit ihm leben *).

---

*) I. Thess. 5, 8.

Wollen wir zum Schlusse die Erkenntnisse, die wir auf dem Wege dieser Betrachtung gewonnen, in Kürze zusammen stellen, so haben wir zuerst einsehen gelernt, daß die Hoffnung auf irdisches Glück und irdisch sinnliche Güter nichts weniger als eine Tugend sey. Diese Güter werden uns durch sinnliche Vorstellung bekannt, und jedenfalls wissen wir, daß sie vergänglich und trügerisch sind, und entweder von ihrem Besitzer scheiden, oder jedenfalls dieser von ihnen. Das leidenschaftliche Verlangen nach ihrem Besitze ist dem Glauben so fremd, daß es vielmehr den Unglauben voraussetzt, der das Scheinbare für das Wesentliche nimmt, und das Wandelbare dem Ewigen vorzieht. Der Gläubige hoffet auf die Güter des Herrn im Lande der Lebendigen *), während das Gebiet, in welchem wir jetzt weilen, die Heimath der Sterbenden zu nennen ist. Die Hoffnung als christliche Tugend hat ihr Ziel im seligen Leben; ihr Fundament und Bürge ist das verklärte Haupt der Menschheit, der in Bezug auf seine Auferstehung genannt wird der Erstgeborne unter vielen Brüdern. An und für sich und insofern sie auf diesem Fundamente ruht, ist sie untrüglich, so daß sie vom Apostel als ein fester und sicherer Anker geschildert wird, der bis in das Innere des Heiligthums eindringt **), im ewigen Mittlerthume des Gottmenschen sich befestigt. Allein das Schiff, das der Anker in den Fluthen festhält, wird dennoch, wie Chrysostomus bemerkt, durch diese geschaukelt; und

*) Ps. 26, 13.
**) Hebr. 6, 18.

so wird auch unsre Hoffnung zwischen Furcht und Vertrauen hin und her bewegt; denn zu der Sicherheit der göttlichen Verheißung muß noch unser persönliches, freies Mitwirken kommen; der leiblichen Wiederherstellung und Verklärung, der wir entgegen harren, muß die sittliche und geistige voran gehen, an welche wir, mit dem Beistande der Kraft von oben, unsre eigene Bemühung zu setzen haben. Nur in dem Maße, als wir in Gerechtigkeit, in thätiger Liebe und Selbstbeherrschung zunehmen, ist unsre Hoffnung begründet: „Wenn unser Herz uns nicht anklagt — das Gewissen uns nicht Lügen straft — haben wir Vertrauen zu Gott“ *).

Soll also dieß Vertrauen an innerer Gewißheit zunehmen, so dürfen wir vor der Arbeit und den Leiden nicht zurück schrecken, von denen unsre sittliche Läuterung abhängt. Denn das Leiden übt uns in Geduld, durch die Geduld wird die Tugend erprobt, und durch die Prüfung die Hoffnung begründet; die Hoffnung aber kann nicht trügen, wenn die Liebe Gottes unsre Herzen erfüllt durch den heiligen Geist, der uns bewegt, Gott als unsern Vater anzurufen **). Diese Bewegung der Sehnsucht, des Vertrauens zu Gott und seiner erlösenden Liebe, ob mit ob ohne Wort, ist das Gebet. Ohne Gebet ist keine Geduld denkbar, und keine Ergebung des Willens; ohne Geduld kommt keine Prüfung zu Stande, ohne Prüfung gewinnt die Hoffnung keinen Boden innerer Gewißheit. Wer niemals betet, verräth

*) I. Joh. 3, 21.
**) Röm. 8, 25.

dadurch, daß er ohne Glauben, ohne Liebe dahin lebt, daß er von seinem ewigen Ziele, vom Lichte des göttlichen Angesichtes (d. h. des persönlichen Gottes) sich abgewendet hat, daß er geistig todt ist. Wer aber zum Gebete sich geweckt fühlt, ja wer aus innerstem Herzensgrunde nur Einmal empor ruft: Herr, erbarme dich meiner, der ist schon aus der gemeinen und niedern Wirklichkeit zur überirdischen und überweltlichen empor gehoben; er sucht sein Höchstes nimmer auf Erden und in menschlichen Kräften; er huldigt dem unsichtbaren, unsterblichen Könige der Ewigkeit, und tritt in lebendigen Verkehr mit der unendlichen Liebe.

Dieß erwägend, dürfen wir dem alten Sinnspruche, dessen wir gleich Anfangs gedacht: daß nämlich der Mensch zu Leid und Mühe geboren werde, wie der Vogel zum Fluge, noch eine andre Wendung geben. Auch der Mensch ist geboren zum Fluge; sein Flug ist die Erhebung des Geistes zu Gott, seine Fittige (wie Thomas von Kempen sie bezeichnet) sind die Einfalt und Reinheit der Gesinnung. Das Gebet, das um geistige und ewige Güter fleht, ist der Erhörung jederzeit gewiß; aber auch Trost, Schutz und Hülfe in allen irdischen Ereignissen ist ihm verheißen; denn, nach dem großen Zeugnisse des Apostels müssen alle Dinge, so widrig sie auch sich gestalten, denjenigen, die Gott lieben und ihm dienen, zum Heile wirken. Darum hoffen wir jederzeit auf den lebendigen Gott, der ein Retter und Heiland aller Menschen ist, vorzugsweise aber der Gläubigen und Glaubenstreuen *). Gütig ist der Herr Allen,

*) I. Timoth. 4, 10.

die auf ihn hoffen, den Seelen die ihn suchen. Selig Alle, die den Herrn fürchten, und auf den Wegen seiner Gebote wandeln; ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll. Deine Barmherzigkeit, o Gott, walte über uns, die wir auf dich allein vertrauen *).

---

*) Thren. 3, 25. Weish. 3, 4. Ps. 127, 1. 32, 22.

III.

(Am dritten Sonntage in der Faste.)

Selbstlose Liebe.

„So Jemand die Welt liebt, in diesem ist die Liebe des Vaters nicht.“

(I. Joh. 2, 5.)

Wie es auf Erden kein Licht giebt ohne Schlagschatten, so auch keine Liebe ohne Haß. Die Liebe oder Charitas als himmlische Tugend, nach ihrer höchsten Bedeutung, ist das Leben des Menschen für und in Gott; sie wird daher nothwendig alles ausschließen müssen, was der Wahrheit und Heiligkeit Gottes widerspricht. Die echte Gottes- und Menschenliebe kann also nicht bestehen ohne entschiedenen Widerwillen oder Haß gegen alles Niedrige und Schlechte. Und wenn Paulus ermahnt: unsre Liebe möge von aller Verstellung und Selbsttäuschung rein bleiben, so daß wir das Böse hassen, und dem Guten anhangen *), so meint er damit, daß wir nicht bloß äußerlich vom Bösen uns fern halten, sondern auch im Innersten des Herzens es verabscheuen und uns davon lossagen.

*) Röm. 12, 9.

Nun scheint aber der Jünger, den Jesus liebte, noch etwas anderes als Gesetz aufzustellen: „Liebet die Welt nicht. Denn wer die Welt liebt, in diesem ist nicht die Liebe des Vaters.“ Aehnlich lehrt uns der Apostel Jacobus: „die Freundschaft dieser Welt ist eine Feindin Gottes.“ Ist dann die Welt etwas Böses? ist sie nicht Gottes Werk? Aber offenbar ist hier nicht vom Weltall, nicht von der Schöpfung als solcher die Rede, sondern vom gesellschaftlichen Zustande der irdischen Menschen, insofern dieselben nicht ihrem Gewissen gehorchen, die Huld und Gnade Gottes nicht suchen, sondern von ganz anderen Antrieben sich beherrschen lassen, vom Verlangen nach Glanz, Genuß und Besitz, von falschen Meinungen und verkehrten Grundsätzen, und endlich in letzter Instanz von Einem, der unsichtbar hinter diesem mannigfaltigen Gaukelspiel steht, alle Triebfedern kennt und benützt, und das wüste widergöttliche Treiben durch menschliche Werkzeuge und Helfershelfer im Zuge erhält, damit es immer bösartiger sich verwirre. Wer ist dieser Verborgene und Lichtscheue, dem es von jeher gefiel, in geheimen Verbindungen seine Netze zu flechten? Der Herr nennt ihn den Vater der Lüge, den Lügner und Mörder von Anfang, der unter den geistigen Geschöpfen zuerst von der Wahrheit abgefallen; er nennt ihn den Fürsten dieser Welt, und insbesondere im Evangelium des heutigen Sonntags den Starken und Gewaffneten, der seinen Vorhof bewacht; sich selber hingegen bezeichnet er als den Stärkern, der den Starken überwunden und hinaus gestoßen, und der auch uns diese Siegesmacht verliehen,

sofern wir nur selber nicht gegen Ihn, sondern mit Ihm sind.

In dieses theilweise düstere und verfängliche Gebiet, in welchem zwischen Aberglauben und Unglauben nur ein schmaler Pfad hindurch führt, wollen wir heute uns begeben. Die Macht des Starken, durch welche er die Menschenwelt beherrscht, oder die selbstische Liebe; die Macht des Stärkern, die den Starken überwindet, oder die selbstlose Liebe: dieß sey der Gegensatz, um welchen unter dem Schutze der glorreichen Jungfrau unsre Betrachtung sich wenden soll.

Ein altes arabisches Sprichwort behauptet: die Kälte sey der Ursprung aller Uebel. Auch wir nennen die Kälte, wenn sie einen hohen Grad erreicht, grimmig, weil sie alles Leben, alle Freude durch Erstarrung unterdrückt; und ein ähnlicher Vorgang ist es, der auch in der geistigen Welt sich wahrnehmen läßt. Die ewige Sonne, von der diese erleuchtet wird, ist die göttliche Liebe, von welcher der Psalm bezeugt: „bei dir, o Herr, ist der Quell des Lebens, und in deinem Lichte werden wir das Licht schauen" *). Das göttliche Licht und Leben ist die vollendete Selbstanschauung Gottes in der Wesensgleichheit der drei unendlichen Personen; während der erschaffene Geist als vereinzelte Persönlichkeit nur in der Lichtfülle Gottes sich selber Licht werden kann. Darum liegt es in seinem geschöpflichen Wesen, daß er über sich hinaus

*) Ps. 35, 10.

langen, zu Gott streben muß, und nur in der Theilnahme am göttlichen Lichte beseligt werden kann, während er in seinem eigenen Selbst nur Einsamkeit und Finsterniß findet. Wendet er sich von Gott ab, und verweigert er seinem Schöpfer die Gegenliebe und den Gehorsam, wodurch er zugleich die Abhängigkeit seines Wesens und Daseyns läugnet, dem eignen Willen die höchste Geltung zuschreibt, so reißt er sich von Gottes Liebe los, und erstarrt in hülfloser Selbstheit, so daß sein Verhalten zu Gott in Trotz und Widerspruch sich verkehrt. Wie es nun verhüllte Geisteswesen giebt, die mittelst eines sinnenbegabten Leibes in der Naturwelt leben, und Menschen genannt werden, so giebt uns die Geschichte der Offenbarung auch vom Daseyn reiner oder unverhüllter Geister Kunde, die kein solcher organischer Verband mit der Körperwelt einigt. Diejenigen nun unter diesen, die in der Wahrheit und Treue erprobt, im Frieden Gottes leben, heißen die seligen Geister, die Engel des Lichtes; die übrigen, die von der Huld Gottes abgefallen in den Grimm und die Finsterniß der Selbsterstarrung — mit welchem Namen bezeichnet man diese und ihren unseligen Führer? In einem Zeitalter, das so über die Maßen über seine Vernünftigkeit sich verwundert, und in einer großen Stadt, der die moderne Bildung nicht fremd geblieben — sollte man da noch den Muth haben, jenen Namen zu nennen, und dem Hohne der Bevorzugten sich preis zu geben, die vor lauter vermeintlicher Geistesbildung keinen Geist glauben? —

Es ist schon lange her, daß ein holländischer Gelehrter, Namens Bekker, ein Buch in die Lesewelt gesendet

hat, welches bestimmt war, die völlige Nichtigkeit (Nichtexistenz) der bösen Geister oder Dämonen zu beweisen, und durch diese Beweisführung die Leute von der abergläubischen Furcht vor denselben gründlich zu heilen. Das Buch führte den Titel: die bezauberte Welt. Unglücklicherweise hatte er den Einfall, es mit einem Titelkupfer zu schmücken, das sein wohl getroffenes Bildniß darstellte; weil es ihm billig schien, daß die Welt auch das Angesicht ihres Wohlthäters kennen lernte. Allein dieses Antlitz war so überaus häßlich und widerwärtig, daß seine Bekannten es sich nicht versagen konnten, ihm darüber ihre kritischen Bemerkungen mitzutheilen. Wer dein Buch liest, sprachen sie, der könnte immerhin dadurch verleitet werden, seinen Glauben an die Existenz des Teufels aufzugeben Allein wenn der Leser dein Portrait anschaut, wird er dadurch so lebhaft an den Dämon erinnert, daß sein Unglaube wieder verschwinden muß.

Genau angesehen wiederholt sich das gar oft und in sehr großem Maßstab. Die Weisheit des vorigen Jahrhunderts, von jener des jetzigen bekräftigt und mit neuen Formeln ausgestattet, erklärt den bösen Geist oder die bösen Geister als eine bloße Ausgeburt des finstern Wahns; und sie kann dieß Urtheil um so zuversichtlicher aussprechen, insofern sie überhaupt jeden Geist als ein für sich bestehendes Einzelwesen läugnet. Mit dem Glanze des dialektischen Scharfsinns, mit dem Firniß von edler Humanität, womit sie sich aufschmückt, verfehlt sie nicht, Viele zu täuschen. Allein an den Grundsätzen, die ihre Anhänger thatsächlich befolgen, an der Unordnung, die sie anstiftet, an den Wider-

sprüchen, in welche sie sich verwickelt, stellt sie ihr Angesicht zur Schau, an welchem trotz aller schwungvollen und glänzenden Phrasen der alte Lügengeist grell genug zum Vorschein kommt.

Mit welchem Aufwande gleißender Redensarten haben nicht die sogenannt Erleuchteten, die Arbeiter am neuen Tempelbau der Menschheit, die Menge zu bethören gesucht! Welche Flammen bengalischen Feuers loderten in den Prunkreden vom ewigen Geiste der Menschheit, von Bruderliebe, freier Entwicklung, Gleichheit der Rechte, sittlicher Wohlfahrt, classischer Bürgertugend! Als ein sehr vereinzelter Beleg für den Werth dieser heuchlerischen Worte können die berüchtigten Vorgänge von Lyon und Toulon genügen. Dort hatte man große Schaaren von Bürgern, Frauen, Greisen und Kindern, auf dem Marktplatz zusammen getrieben, auf welche die Machthaber mit Kartätschen feuern ließen, um sie in Masse zu vernichten. Nicht Alle wurden tödtlich getroffen, doch wagte Keiner von denen, die am Leben geblieben, sich zu regen; sie hofften verborgen zu bleiben, und die Gelegenheit des Entkommens abzuwarten. Dem sogenannten Proconsul, dem gräulichen Challier konnte das kein Geheimniß bleiben. Er trat hervor, und rief laut: Diejenigen, die nicht todt sind, mögen Vertrauen fassen und aufstehen; die Republik verzeiht ihnen! Da erhob sich eine kleine Zahl von Unglücklichen, die der Verheißung glaubten; allein Challier ließ sie nun vorführen, und einen nach dem andern durch Flintenschüsse tödten. So hielt er das feierlich gegebene Wort, das er zur ruchlosesten Täuschung

mißbrauchte. Werden wir zu weit gehen, wenn wir solch einen Menschen ohne Erbarmen, ohne Ehre und ohne Wahrheit einen Teufel nennen? Und wie Viele, die an Nichtswürdigkeit mit ihm wetteifern können, weiß die Geschichte der neuern Zeit in ihren Verzeichnissen aufzuweisen! Was aber die Welt anbelangt, die durch jene Redekünste sich bethören, und durch solche Frevel sich nicht warnen läßt, so verdient sie jedenfalls den Namen einer bezauberten Welt, und ist im Wesentlichen nicht weiser noch besser, als in der vorchristlichen Zeit; mit dem Unterschiede nur, daß sie einem strengern Gerichte unterliegt, als die letztere, die eine Zeit der Unwissenheit gewesen.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die alten Völker, so finden wir vom Shiva der Hindostaner angefangen, dessen Anrufung mit der Schilderung seiner steten Trunkenheit beginnt, bis zum Wodan der nordischen Germanen, dem Perun und Czernobog der Slaven, und dem Huitzli-Pochtli der Bewohner von Anahuac, in ihren Gottheiten lauter grimmige, grausame Gewalten. Ihr religiöser Cult bestand in schauderhaften Opfern und schwärmerisch zuchtlosen Gebräuchen; und selbst die classischen Götter des Olymps erscheinen mit allen menschlichen Leidenschaften und Sünden behaftet. Herzlose Despotie und Sklaverei, heimtückische und gewaltsame Ungerechtigkeit, viehische Schwelgerei und hündische Wollust, gegenseitige tödtliche Feindschaft der Völker, Unkenntniß Gottes und der Menschenwürde, Hoffnungslosigkeit, Anbetung der Naturmächte und des finstern Schicksals, Aberglaube und Magie oder Zau-

berei — darin bestehen die Grundzüge des Heidenthums; und wie sehr die heidnischen Völker in den Schlingen der Lüge verwickelt waren, ist schon daraus ersichtlich, daß sie von ihren Göttern aussagten: sie seyen den Sterblichen neidisch, und durch die Wohlfahrt der Irdischen werde ihre Mißgunst erregt. Der Neid aber, der jede Spur der Liebe tödtet, deutet als eine echt dämonische Leidenschaft schon darauf hin, welcher Geist der Verkehrtheit hinter den Blendwerken des Heidenthums zu suchen sey. Denn „durch den Neid des Satans ist der Tod in das Erdengebiet eingetreten, und die auf seiner Seite stehen (seine Gesinnung theilen), folgen ihm nach" *) Alle nämlich, die gleich ihm von Gottes Licht und Liebe egoistisch sich abwenden, und dem sittlichen Gesetze den Gehorsam versagen, hegen wohl den Wahn, als seyen sie jetzt erst frei und selbstständig geworden; allein sie wissen eben nicht, in welche schnöde Knechtschaft sie gerathen sind.

Als der Versucher sich vermaß, den Gottessohn, den er nicht kannte, der ihm jedoch erhabener und reiner als die übrigen Menschen erschien, auf die Probe zu setzen, da wagte er die Verheißung auszusprechen: „Dir werde ich die Macht und Herrlichkeit aller Erdenreiche geben; denn sie sind mir überliefert, und ich gebe sie wem ich will" **). Wollte er etwa damit sagen: der Allmächtige habe ihm die Menschenwelt zu eigen gegeben? Wäre eine solche Lüge nicht selbst für den Satan zu schändlich? Allein so meinte er es keineswegs; er hielt sich vielmehr an eine Thatsache, die zu der frechen

*) Luc. 4, 6.

Behauptung ihm Grund zu geben schien. Er sah nämlich die Völker auf Erden in die Verkehrtheit des Heidenthums, in Naturdienst und Frevel aller Art versunken, von Gott entfremdet, in Lüge verstrickt, in den Schatten des Todes weilend: wie hätte er nicht in seiner unermeßlichen Hoffahrt und Thorheit sich selber mit dem Wahn belügen sollen, als sey es ihm gelungen, diesen Theil der Gottesschöpfung gänzlich zu zerrütten, und das so vollständig verdorbene Menschengeschlecht unter seine Botmäßigkeit zu knechten!

Darauf eben bezieht sich das Wort des Herrn von dem starken Gewaffneten, der, so lange er seinen Vorhof bewacht, alles für sicher hält. Er hat aber auch das Weitere hinzu gesetzt: „wenn der Stärkere über ihn kommt, und ihn überwindet, nimmt dieser ihm alle Waffen, auf die er vertraute, und theilt die Beute aus.“ Denn darin vorzugsweise bestand die Sendung und das Werk des Erlösers. „Dazu ist der Gottessohn erschienen, um die Werke des Teufels zu zerstören“ *). Wie die ganze Macht des Bösen in der Menschenwelt nur auf der Verschuldung und Sünde der letztern, und folglich auf der Selbstsucht beruht, so trat ihr auch der Menschensohn, der von oben gekommen, mit der ganzen Kraft seiner sittlichen Herrlichkeit entgegen; dem Abfall von Gott mit der Ehrfurcht seines Gehorsams, dem thörichten Stolze und der maßlosen Habsucht mit seiner Demuth und Dürftigkeit, dem dämonischen Grimme mit seiner Sanftmuth und Güte, der Lüge und Heuchelei

*) I. Joh. 3, 8.

mit dem Lichte seines Lehrwortes und Wandels, dem herzlosen Egoismus mit seiner aufopfernden Liebe. „Nicht sein eigenes Wohlgefallen hat Christus gesucht, sondern die Schmähungen aller Gottesverächter haben sich auf Ihn gehäuft *). Sich selber hingebend hat er sein ganzes Leben der Verherrlichung des Vaters und dem Heile der Menschen geweiht, und in seiner Ehrerbietung gegen Gott, in seiner barmherzigen Liebe zu den Menschen sich treu bewährt bis zum Aeußersten, was teuflischer Haß und Undank ihm anzuthun vermochte. Dadurch aber, daß er als Schuldloser und Heiliger den Tod, der ihm fremd war, den Sold der Sünde, an der er keinen Theil hatte, freiwillig annahm, hat er, wie Paulus sagt, die Urkunde der menschheitlichen Schuld hinweg genommen, und ans Kreuz geheftet, und ist durch Vollendung seines Opfers, d. h. durch seine Verklärung und Erhebung zu Gott, Allen die ihm gehorchen, der Quell der Rechtfertigung und Heiligung, der Urheber des ewigen Heiles geworden. Dadurch daß er den Tod überwunden, und durch seine Auferstehung als Sieger auf dem Felde des Kampfes wieder erschien, hat er als den Stärkern sich erwiesen, der den Starken bezwungen. Und indem er den Götzendienst, den Hochmuth die Ueppigkeit der Welt durch den heiligen Geist verurtheilte, das Gesetz der Liebe und des Lebens ans Licht brachte, und die Menschenwelt dem Vater wieder zuführte, hat er dem Fürsten dieser Welt die Waffen zerbrochen, und aus seiner angemaßten Herrschaft ihn hinaus gestoßen.

*) Röm. 15, 3.

Wenn aber dieser Unheimliche längst gerichtet ist, so daß kein Laster mehr als Princip oder Grundsatz sich behaupten kann: wie kommt es, daß dennoch sein Reich nicht untergegangen, daß Lüge, Wahn und Sünde noch immer auf Erden ihre Macht üben? Der Grund davon ist nicht weit zu suchen; er findet sich in uns selber, und zwar in unsrer Willensfreiheit, die von der Allmacht Gottes nicht gezwungen, von seiner Gnade nicht umgangen wird. So bleibt uns die freie Wahl zwischen der Gesinnung und Lebensrichtung des alten oder irdischen, und jener des neuen und himmlischen Menschen, zwischen dem Wege der geistigen und sinnlichen Selbstsucht und jenem des Gehorsams und der Gottesliebe. Da es ein Drittes nicht giebt, und sonach keine andre Wahl, so erklärt der Herr auch ausdrücklich: „wer nicht mit Mir, ist wider Mich, und wer mit Mir nicht sammelt, der zerstreut.“ Diese Worte zeichnen das Grundgesetz der Weltgeschichte, sowie aller Wendungen menschlicher Geschicke; sie geben auch Aufschluß darüber, wie neben dem Reiche Gottes, das von Geschlecht zu Geschlecht fortschreitet, die Verkehrtheit der Welt sich gleichfalls behauptet, die in ihrem selbstsüchtigen Wesen immer dieselbe bleibt, so vielfach sie sonst mit ihren Formen, Stichworten und Phrasen wechselt, und so gewaltsam auch die Aufregungen und Stürme, von denen sie, beim Umschwung ihrer Gegensätze, nicht selten ergriffen wird.

Es ist noch nicht lange her, seit der Carneval vorüber, und darum mag uns ein Rückblick gestattet seyn auf den berühmten oder berüchtigten Maskenball

im großen Opernhause der Weltstadt an der Seine. Dort ist ein mächtiges Orchester in voller Thätigkeit, aus mehr als dreihundert Musikern zusammen gesetzt; unter den Instrumenten fehlt es weder an Trompeten und Tamtams, noch an dröhnenden Ophicleiden. An künstlerischem Werthe haben die Tonstücke, die von ihnen ausgeführt werden, wenig aufzuweisen; desto reicher sind sie an dem, was man Effekt nennt oder bewegende Kraft. Das Musikstück, das eben im Zuge, ist ein sogenannter Galopp. Die ganze, überaus zahlreiche, wild aufgeregte Menge der Tänzer jagt mit bachantischem Jubelgeschrei durch die weiten Räume hin; und der Anblick dieses Wirbels wird von dem nüchternen Zuschauer als ein furchtbarer geschildert. Oben auf dem Orchester vor einem erhöhten Notenpulte steht ein hochbejahrter eisgrauer Mann; es ist der alte Meister Musard, der die Musik dirigirt. Wenn diese in eine Bahn lenkt, wo sie ihre Anmuth entfaltet, und mit den süßesten Tönen der Flöten, Clarinen und Oboen sich colorirt, so lächelt er vergnügt vor sich hin; sobald hingegen, auf das von ihm gegebene Zeichen, die Trompeten zu schmettern beginnen, die Trommeln und Pauken donnern, dann wirft er sein Haupt in den Nacken, blickt stolz und finster umher, und hält seinen Taktirstock so kriegerisch, als wäre es ein Feldherrnstab. Eine Zeitlang ist er dann wieder gleichgiltig, und läßt den Takten ihren gewöhnlichen Gang; plötzlich aber richtet er sich auf, schwingt seinen Stab hoch, und beschleunigt das Tempo zu solcher Hast, daß die rüstigsten Tänzer kaum mehr nachzukommen vermögen. Alles stürmt dann

in einem verworrenen Knäuel wie rasend dahin, so daß ganze Wolken von Staub die keuchende Masse bedecken, bis mit einem Schlage die Musik verstummt, und die Tänzer, vom Schwindel ergriffen, erschöpft und athemlos zu Boden taumeln. Doch erholen sie sich bald genug, um dem Vater Musard ein dreimaliges Hoch und Hurrah zu rufen, und ihn auf seinem rothen Sessel im Triumph umher zu tragen. Die tolle Unterhaltung aber führt einen bezeichnenden Namen; sie wird der höllische Galopp genannt.*)

Wer Augen hat, zu sehen, wird in dieser Orgie abermals ein Bild der bezauberten Welt erkennen. Der Zauber ist die dem Sinnentaumel mit Wissen und Willen eingeräumte Uebermacht, welche den Sinn des Geistes für das sittlich Schöne und Heilige verstört, und sein Gefühl für Wahrheit und Recht dermaßen betäubt und abstumpft, daß ihm die schändlichsten Grundsätze gerecht, die abscheulichsten Laster ehrenhaft, und politische Verbrechen schon vollends als Werke heldenmüthiger Tugend erscheinen. Treten nun in der Geschichte der Völker, in Folge einer fortgeschrittenen innern Fäulniß, die furchtbaren Momente ein, wo der alte gesellschaftliche Bau erschüttert wird, dann stürzt sich die Menge unbedenklich in die Wirbel der Leidenschaften, um bis zur Erschöpfung auszutoben. Das Orchester, welches dazu den Ton angiebt, ist mit Pansflöten und Sirenenstimmen eben so reichlich als mit dem Lärmhorn besetzt; der jedoch alle die Wirren diri-

---

*) Galop infernal.

girt, ist stets wieder der alte Meister des Unglaubens, der das Tempo zuweilen so furchtbar beschleunigt, daß die Gesellschaft dem Abgrunde zutaumelt, dem aber die Bethörten auch dann noch zujubeln, und als dem herrlichen Geiste der Humanität und des Fortschritts ihre Huldigung bringen.

Allein so roh und verderblich diese Ausbrüche einer entfesselten Willkür sich gebärden, die von keinem vernünftigen und klar bewußten Zwecke sich bestimmen läßt, so sind es doch nur Folgen eines tiefer liegenden Uebels, nämlich des grundsätzlichen Abfalles vom positiven Christenthume. Denn wo das Heil nicht waltet, da kann das Unheil nicht ausbleiben. Von Christus lehrt der Apostel: daß er uns gegeben sey von Gott zur Weisheit und Gerechtigkeit, zur Heiligung und Erlösung.*) Unsre echte Weisheit ist Christus durch sein himmlisches Lehrwort und Vorbild; unsre Gerechtigkeit durch das Verdienst seines Mittleramtes, unsre Heiligung durch den göttlichen Geist oder Paraklet, den er in unsre Herzen sendet; unsre Erlösung durch die Befreiung unsres Geistes von der Knechtschaft der Sünde, sowie durch die Ueberwindung des leiblichen Todes, die einst auch an uns sich offenbaren soll. Was hingegen vom Geiste dieser Welt zu erwarten, kann immer nur die Masse jener Uebel seyn, von welcher die göttliche Liebe uns heilen und befreien will. Statt der Weisheit, die in der Erkenntniß Gottes und seines Willens wurzelt, kann der Weltgeist nur Thorheit spen-

*) 1. Cor. 1, 30.

den; weil eine ärgere Verirrung des Denkens nicht möglich als die, welche den überweltlichen und persönlichen Gott leugnet. Statt der Rechtfertigung stürzt er mit seiner Lüge die Menschen in den Stand der Schuld und Insolvenz zurück; anstatt der Heiligung bestärkt er sie im widergöttlichen Leben, anstatt der Erlösung giebt er seinen Anhängern die Emancipation des Fleisches und die Zerrissenheit des innern Widerspruchs, der keine Versöhnung kennt.

So wäre demnach die gepriesene Welt, die dem Proteusartigen Götzen des Liberalismus dient, ohne alle Religion? Nun, man redet wohl gern von einer, bisher noch in der Knospe geborgenen Weltreligion, in welche das Christenthum sich künftig entfalten soll, und blendet damit die Einfältigen, die in das Geheimniß des Satans nicht eingeweiht sind, und diesen für einen Engel des Lichtes halten. Hingegen gefällt man sich in der berühmten, wesentlich atheistischen Behauptung: daß der Staat als solcher keine Religion habe. Allein der Staat und die Welt sind nichts weniger als eins und dasselbe. Je mehr die Welt als die Herrschaft der Unsitte, der egoistischen Begehrung und Willkühr sich darstellt, desto entschiedener hat der Staat die Aufgabe, in der bürgerlichen Gesellschaft den bösen Geist der Eigenmacht nicht herrschen zu lassen, sondern Sitte und Pflicht aufrecht zu halten, die Rechte zu schirmen und die gesetzliche Ordnung zu befestigen. Zu diesem Zwecke besitzt er allerdings die Mittel der zwingenden und strafenden Gewalt; allein auch diese wird durch Menschen ausgeübt, denen er vertrauen soll. Da

nun die Ordnung der Freiheit auf dem sittlichen Gesetze des Gewissens beruht, das eine wesentlich religiöse Macht ist, und mit dem Mysterium der Erlösung im lebendigsten Zusammenhange steht, so folgt daraus schon ohne weitere Beweise, daß der Staat Religion haben, ja noch bestimmter, daß er, um wahrhaft das Reich gesetzlicher Freiheit darzustellen, christlich seyn müsse.

Der echte Staat ist also ohne Religion nicht denkbar; und wer die Bedeutung dieses Wortes kennt, der weiß auch, daß absolute Religion und positives Christenthum eins und dasselbe sind. Welche Religion hingegen hat die Welt? Welches Glaubensbekenntniß wird von ihr zur Schau getragen? — Ein berühmter türkischer Diplomat, der Großvezier Kiuprili Paschah, der im Zeitalter Kaisers Leopold des Ersten einen großen Einfluß übte, heftete in seiner Todesstunde den Blick auf den Koran, und hielt eine Anrede an seinen Propheten Muhammed, der ihm freilich die Antwort schuldig blieb. Prophet! sprach er: wir wollen nun sehen, wie es mit deinen Aussagen sich verhält. Ich gehe jetzt hinüber in die andere Welt, um zu erfahren, ob du die Wahrheit geredet. Inzwischen, ob du Wahres oder Falsches gelehrt: jedenfalls bin ich der Ueberzeugung, daß ich glückselig seyn werde; denn die beste aller Religionen ist die Tugend. — Hat diese Rede nicht einen trefflichen Klang? ist sie nicht der altbeliebte Kernspruch der Weltreligion? Ob Verstandes- oder Gefühlsmenschen, ob unbewußte Pelagianer: alle seichten Wortkrämer meinen damit etwas Hohes und Geistvolles zu sagen. Die Frage ist nur, ob es

eine wahrhafte Tugend geben könne ohne alle Religion, d. h. ohne alle Beziehung des menschlichen zum göttlichen Willen? Tugend ist die durch Prüfung und Uebung gestärkte Willensmacht, in ihrem freien Gehorsam unter den sittlichen Geboten. Sie setzt daher nicht blos die Erkenntniß der letztern, als Offenbarung des göttlichen Willens, sondern auch die befreiende und helfende Wirksamkeit der göttlichen Gnade voraus. Wie Religion ohne Tugend eine bloße Heuchelei, und der Glaube ohne Liebe todt ist, eben so verhält es sich auch mit der Tugend ohne Religion, die sich als eine Liebe des Guten, jedoch ohne Glauben anpreisen will. Werden denn Glaube, Hoffnung und Liebe nicht allen übrigen als himmlische Tugenden vorangestellt, und ist nicht gerade in diesen das religiöse Leben begründet? Vor allem ist Religion Verbindung und Lebensverkehr des Menschen mit Gott. Wer aber die Liebe nicht hat, d. h. wer nicht im Stande der Gnade lebt, nicht durch Gegenliebe und sittlichen Gehorsam in der Huld Gottes sich zu bewahren sucht, der bleibt im geistigen Tode, und ist deshalb, wie der Apostel sagt, auch wenn er noch so Großes zu wirken scheint, nur einem tönenden Erze vergleichbar. Eine Tugend, die nicht aus der lebendigen Gesinnung des Gottesgehorsams hervorgeht, ist entweder eine bloße Natureigenschaft, oder ein Ergebniß weltlicher Berechnung und Klugheit, so daß sie neben vielen Lastern und bei tiefer Unlauterkeit des Herzens sich hervorthun kann; die Tugend des Egoisten ist selber nur eine Blüthe oder Frucht des Egoismus; wie dies bei den Stoikern der Fall war, deren ganzes

Bemühen darauf abzielte, sich selber hochachten zu können.

Worin besteht nun diese Tugend, die sich an die Stelle der Religion setzt, und die keines von beiden ist? Die neuen Filistäer, deren Götze Dagon die Nähe der Bundeslade und des göttlichen Gesetzes nicht vertragen kann, geben Auskunft darüber. Wenn es die Ehre gebietet, so zahlen sie ihre Schulden; wenn die Rücksicht auf ihre Gesundheit es dringend fordert, so üben sie Entsagung; wenn sie etwas Nützliches geleistet, verlangen sie dafür Ruhm und Lohn; fühlen sie sich verkannt, gedrückt und leidend, so gebärden sie sich trostlos; werden sie beleidigt, so brüten sie Rache; gebricht es ihnen an Macht oder Muth, so behelfen sie sich mit Schlauheit und Arglist; ihr Glaube ist das unbedenkliche für wahr Halten alles dessen, was gerade als herrschende Meinung gilt; ihr Wandel die sehr gewissenhafte Befolgung aller Vorschriften der Mode; ihr Evangelium sind die radicalen Flugblätter, ihre Psalmen die Lieder von Heinrich Heine oder Béranger, ihre Weisheitslehrer Eugen Sue und Alexander Dumas, die man nunmehr so eifrig ins Cechische übersetzt, um auch diese kraft- und lebensvolle Sprache dem Belial dienstbar zu machen; ihr Heil und ihre Hoffnung ist das Geld, wenn nicht als Zweck, so doch als Mittel der Selbstverherrlichung. Wenn aber diese Sinnesart, so reichlich ausgesäet, auf gelockertem und gährendem Boden immer mächtiger wuchert; wenn der Hang zum Genuß, die Unkenntniß und stolze Verachtung des Christenthums aller Orten überhand nimmt, in welche

Sümpfe muß dann, ohne Wunderhilfe, die menschliche Gesellschaft sich verlieren? —

Alte staubige Historienbücher erzählen das Geschick eines noch jugendlichen Mannes, Namens Leandro, der (zu Anfang des 17. Jahrhunderts) zu Florenz der Kirchenmusik vorstand, und als Meister der religiösen Tonkunst von zahlreichen Schülern aufgesucht wurde. Zu diesen gesellte sich in der Folge ein Jüngling, der sehr gesittet und gesellig sich benahm, und des Meisters Gunst im hohen Grade zu erwerben verstand. Man wußte an ihm nichts auszusetzen, als daß er bei jeder Gelegenheit von dem Mysterium der heiligen Communion sich fern hielt, und sogar am Donnerstage in der Charwoche davon keine Ausnahme machte, an welchem Tage ihm zur Entschuldigung nichts übrig blieb, als sich für krank auszugeben und das Bette zu hüten. Allmälig ward es ruchbar, daß Meister und Jünger ihr Verhältniß gewechselt, und daß Leandro von diesem Schüler auf Abwege sich verleiten ließ. Er besuchte in seiner Gesellschaft Unterhaltungsorte, die nicht im besten Rufe standen; und die Folge davon war, daß er an dem alten strengen Choral- und Kirchenstyl kein Behagen mehr empfand, sondern meist nur Tänze und schlüpfrige Lieder componirte. Auf diesem vielbetretenen Wege, auf welchem man, wie schon Socrates wußte, keiner Locomotive bedarf, war er bereits weit abgekommen von der Lauterkeit des christlichen Wandels, als der Schüler ihn zu einem Ausfluge in eine angebliche fürstliche Villa beredete, deren Pracht und Gastlichkeit er nicht genug zu rühmen wußte. Sie verließen

gegen Abend die Stadt, und gelangten, nachdem sie einige Stunden gewandert, bei nächtlicher Weile an die Pforte eines prachtvollen, hell beleuchteten Palastes, wo man sie als Künstler und sehnlich erwartete Gäste willkommen hieß. Hier fanden sie prunkende Gemächer und Säle, mit einem Luxus geschmückt, der die Augen blendete, und eine ganz auserlesene Gesellschaft vornehmer Herren und Frauen, die aber alle verdunkelt wurden, als die Hauptperson, die Dame vom Hause eintrat, die, ob eine Helena, Delila oder Aspasia, jedenfalls in Leandro's Augen nichts geringeres als eine feenhafte Prinzessin seyn konnte. Man setzte sich zur Tafel, und wies ihm den Ehrenplatz an zur Seite dieser Titania; bei dem köstlichen Weine wurde die Unterhaltung immer lebhafter, man erzählte Geschichten aus dem Bocaccio, man recitirte Sonetten und Stanzen von Petrarca und Ariost, man sang zur Laute und Mandoline; Lenardo aber gerieth im Nimbus oder Zauberkreise seiner Nachbarin so von Sinnen, daß er, ehe er sich dessen versah, anbetend vor ihr auf den Knien lag. Die Zauberin, alle Künste ihrer Anmuth verdoppelnd, verhieß ihm ihre Huld und Freundschaft; dafür forderte sie von ihm, als Zeichen seiner Treue, nur das kleine Opfer, daß er dem alten Aberglauben absage, den Gott der Christen, die heilige Jungfrau und die Kirche verläugne. Das war dem armen Leandro doch zu viel. Sein Wille wankte schon, aber das Erbangen vor der Gefahr, die so dicht an ihn herandrängte, machte seine Glieder schlottern, eisiger Schauer durchrieselte sein Gebein, und laut rief er in seiner

Herzensangst die Namen Jesus und Maria. In diesem Augenblicke vernahm er ein Krachen, als sollte das Weltall aus seinen Angeln weichen; alle Gegenstände um ihn her schienen sich im Wirbel zu drehen, und vor seinen Augen zu zerrinnen; eine Ohnmacht ergriff ihn, er verlor die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, begann der Morgen zu grauen, rings um ihn zogen, von einem kalten Luftstrom bewegt, Nebel dicht am Boden hin; und wo fand er sich? Auf einer öden Moorhaide, bis an die Brust in den Schlamm versenkt, aus welchem er durch einige Hirten, die seinen Hülferuf hörten, heraus gezogen wurde.

Wir wollen diese Erzählung, die vielleicht den Fantasiegebilden eines Traumes ihren Ursprung verdankt, nicht als ein Ereigniß, sondern als eine Parabel ansehen, in welcher das Bild der bezauberten Welt sich darstellt. Seit vier Jahrhunderten hat sich die christliche Welt immer mehr zur heidnischen Richtung der Kunst und Poesie, zur Naturvergötterung und egoistischen Hoffart des Lebens gewendet, und dadurch zum entschiedenen Abfall vom Gottesreiche vorbereitet. Die Anbetung der Natur, der Cult der Sinnlichkeit, die vorzugsweise Beschäftigung des denkenden Geistes mit materiellen Dingen wirkt mit der blinden Macht der Schwere, und zieht die Einzelnen so gut wie ganze Völker in den Sumpf der Gemeinheit und des sittlichen Elends hinab; und dies war jederzeit der Ausgang oder das Finale einer Civilisation, die blos auf die Verfeinerung des Sinnenlebens abzielte. Was ist bekannter, als der Ausspruch des Jüngers Johannes:

daß die ganze Welt im Argen liegt?*) Vermeintlich Gebildete spotten über dieses Wort; Andern scheint es zu schroff; sie möchten die Masse der Bosheit und Verläumdung, der Lüge und Heuchelei, der Begierde und des Schmutzes nicht sehen, diesen stehenden Sumpf voll der Laster und Frevel, die entweder auf der Oberfläche sich umhertreiben, oder in den Tiefen sich bergen, aber von Zeit zu Zeit ans Licht kommen, um die Skandale zu vermehren, an welchen die echten Weltkinder ihre Wonne haben, gleichwie der Satan selbst von Bernardus der Meister der Skandale genannt wird. Wer jedoch, durch irgend ein äußeres oder inneres Machtwort geweckt, in dieses Chaos sich versenkt fühlt, der wird wohl auch das Gebet in seinem Herzen finden: „Aus den Tiefen, o Herr, habe ich zu dir gerufen; Herr erhöre meine Stimme!" Es giebt nur Ein Wort, daß die Täuschung aufhebt, den verderblichen Zauber löset, den Geist befreit; und dieses ist der Name des Starken, der den Stärkern überwunden. Wir können diesen Namen im Geiste nicht aussprechen, ohne zugleich seines Wortes zu gedenken: Wer mein Jünger seyn will, verläugne sich selbst, also auch seine Hoffart, seine weltlichen und egoistischen Neigungen, nehme sein Kreuz, nämlich die Aufgabe und sittliche Arbeit des christlichen Lebens auf sich, und folge mir nach. Wer aber diesem Rufe nicht folgt, ist meines Namens, meiner Gnade, meiner Lebensgemeinschaft nicht würdig. — Auf welchen Besitz oder Vorzug dürfen wir aber noch groß thun

*) I Joh. 5, 19.

und vertrauen, sofern wir das richterliche Urtheil des Herrn auf uns herab ziehen: ich kenne euch nicht, ihr seyd meiner nicht würdig? —

Mit diesem Gedanken stehen wir am Schlusse unserer Betrachtung, und werden durch ihn zu einem Entschlusse gedrängt. Die Welt, welche der Herr im Auge hatte, da er bezeugte: „die Welt hasset mich", und da er sprach: „gerechter Vater, die Welt hat dich nicht erkannt", diese Welt, die den einzig Gerechten und Heiligen hinausgestoßen und gekreuzigt hat, und die nach wie vor mit verdecktem oder offenem Hasse ihn anfeindet, ist die Herrschaft des großen Egoisten über unzählige kleine, gehandhabt mittels ihrer eigenen Hoffart und Begierlichkeit. Der Ueberwinder der Welt ist der, dessen selbstlose Liebe, von keinem Hasse und Undank erdrückt, in Sanftmuth und Demuth über alle Mächte der Bosheit triumphirte. Sollen wir Ihm angehören, mit ihm siegen, so handelt es sich um Entschiedenheit. Denn „wer ein Freund dieser Welt seyn will, wird dadurch zu einem Feinde Gottes"; wer den Beifall aller Welt gewinnen möchte, kann auf das Wohlgefallen Gottes keinen Anspruch machen: daher auch Paulus von sich aussagt: „würde ich darnach trachten, den Menschen zu gefallen, so wäre ich kein Diener Christi." *) Der Weltsinn in seiner Selbstsucht kennt keinen Gottesgehorsam; die Weisheit des Fleisches ist

*) Galat. 1, 10.

dem Gesetze Gottes nicht unterworfen; sie vermag es auch nicht**); weil die unfreie Natur ihrem Wesen nach, und in ihrem eigenen Gebiete, unter keinem sittlichen Gesetze steht.

So ist es der Widerspruch des Egoismus gegen den Willen der ewigen Liebe, aus welchem die Wahrheit des Lehrspruches hervorgeht: „Gott widerstehet den Stolzen, den Demüthigen spendet er Gnade.“ Was daraus ferner als Norm des Lebens folgt, hat der große apostolische Tugendlehrer in den bündigen Worten hinzu gefügt: „Seyd also Gott untergeben. Leistet dem Bösen Widerstand, und er wird vor euch fliehen. Nähert Euch Gott, und er wird euch sich nähern. Reiniget die Hände und läutert die Herzen.“ *) Wodurch machen wir unsre Herzen und Hände rein? Durch die Gesinnung und die Werke aufrichtiger Buße. Wie nähert Gott sich uns? Durch Barmherzigkeit und Gnade. Wie nähern wir uns Gott? Durch Glauben, Gebete und Werke der Nächstenliebe. Wie widerstehen wir dem Feinde dergestalt, daß wir ihn verscheuchen? Allerdings nur durch Muth und Entschiedenheit, durch den Abscheu gegen alles Niedrige und Schlechte, durch einen Eifer, der jede Halbheit ausschließt. Und diese Wahrhaftigkeit des wachsamen Geistes, dieser entschlossene Muth ist es, woran es uns am meisten zu mangeln pflegt.

In einer französischen Stadt ließen einmal die

**) Röm. 8, 7.

*) Jac. 4, 6. 8.

bürgerlichen Vorstände der Kirche (die sogenannten Kirchenväter) einen Vergolder holen, um seine Meinung über ein Schnitzwerk zu vernehmen, ob es einer gänzlichen oder bloß theilweisen Reparatur bedürfe. Es war eine hölzerne Statue, den Erzengel Michael vorstellend, und den bezwungenen Lucifer zu seinen Füßen. Der Meister, ein Hugenotte, betrachtete das Bild lediglich als Kenner; er fand am Lucifer die Vergoldung noch beinahe unversehrt, nicht aber an der Hauptfigur; und so theilte er sein Gutachten in den Worten mit: „der Teufel ist noch ganz gut; der Erzengel muß reparirt werden.“ — Was der sachkundige Mann in seinem Handwerkstyle gesprochen, kann als eine Schilderung vom Zustande unseres inneren Lebens gelten. Der Einfluß des Lügengeistes zeigt sich in uns fast bei jedem Anlasse mächtig, während der Muth, ihn energisch zu bekämpfen und nieder zu halten, Tag für Tag der Erneuerung und Kräftigung bedarf. Denn dieser Muth ist himmlisch, die Macht des Bösen aber irdisch und auf Erden heimisch. Allerdings, wie Augustinus lehrt, würde der Geist der Lüge gegen uns nichts vermögen, wenn wir nicht selber den Zugang und die Macht ihm einräumten durch die Sünde; weßhalb auch ein Jeglicher Ursache hat, Gott anzurufen: „erlöse mich von mir selber.“ Was bleibt also zu thun? Tilge die Begierlichkeit, sagt Augustinus, und pflanze die Liebe. Denn gleichwie die Begierlichkeit die Wurzel aller Uebel, so ist die Wurzel alles Guten die Charitas. Leichter noch erscheint diese Aufgabe in der Form, in welcher die heilige Theresia sie darstellt: „E i n Entschluß reicht

hin, der an sich gering scheint, und doch Alles in sich faßt: lasset uns keine Thoren seyn." Sie stellt aber auch eine Behauptung auf, gegen die nichts Gründliches sich einwenden läßt: „Entweder bemüht sich die Seele, der Welt abzusterben, oder sie wird von der Welt getödtet." Da es keine andere Wahl giebt, so halten wir uns an die schönen Psalmesworte: „Soll nicht dem Herrn meine Seele unterworfen seyn? Von ihm allein ist mein Heil. Mein Gott ist er und mein Retter; wenn er mich aufnimmt, werde ich nicht schwanken.*) Ich habe meine Augen erhoben zu den ewigen Bergen, von wannen mir Hülfe komme. Unsre Hülfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen. Unsre Hülfe ist im Namen Jesu, der Himmel und Erde versöhnt hat. —

---

*) Ps. 6, 4.

IV.

(Am vierten Sonntag in der Faste.)

Gesellige Liebe.

Uebet in der Frömmigkeit die Bruderliebe,
in der Bruderliebe aber die Gottesliebe.
(II. Petri 1, 7.)

Wie alle sittlichen Uebel, durch welche die Menschenwelt verwüstet wird, aus der Einen Wurzel der Selbstsucht, des lieblosen Egoismus hervor sprossen, so entwickeln sich alle Tugenden und edeln Gesinnungen, welche die menschliche Gesellschaft erbauen und schmücken, aus dem Einen Lebenskeime der heiligen Charitas Daraus erklärt es sich, warum, nach einer hinlänglich bekannten Erfahrung, nicht bloß die Laster und Frevel mit einander verbunden und verkettet sind, sondern auch die verschiedenen Richtungen und Werke der Tugend. So geht z. B. aus der Hoffart der Neid hervor, und aus diesem der Haß, der seinen höllischen Hunger bald durch Heimtücke und Verläumdung, bald durch mörderische Gewaltthat zu befriedigen sucht. Wie es hingegen mit der Verkettung des Guten sich verhalte,

darüber werden wir vom Apostelfürsten Petrus belehrt, der die Gäubigen in folgender Weise ermahnt: Verbindet mit eurem Glauben die Kraft der Entschiedenheit, mit dieser die (praktische) Einsicht, um jederzeit das Rechte zu erwählen; mit der Einsicht die Selbstbeherrschung, Geduld und Mäßigung; bewahrt euch durch die Geduld in Gott ergebner Frömmigkeit, in solcher Frömmigkeit, die nicht müßig und unfruchtbar seyn darf, übet das Wohlwollen gegen eure Nächsten oder die Bruderliebe, und in dieser die heilige Gottesliebe. Daß die wohlthätigsten Werke, selbst solche, die den Anschein großer Opfer an sich tragen, wenn sie nicht im Geiste der Gottesliebe geschehen, für den, der sie übt oder darbringt, verdienst- und werthlos bleiben, bezeugt Paulus in den bekannten Worten: „wenn ich mein ganzes Vermögen austheilte, um die Armen zu ernähren, und wenn ich meinen Leib dargäbe zum Verbrennen, hätte aber die Liebe (die Charitas) nicht, so bleibt es für mich ohne Frucht.“

Die Nächstenliebe hat also ihre Kraft und ihren Werth nur aus der Gottesliebe; so wie hinwiederum diese ihren Erweis oder ihre thatsächliche Probe in der Nächstenliebe findet. Denn „wer die Güter dieser Welt besitzt, und da er seinen Bruder Noth leiden sieht, sein Herz vor ihm verschließt: wie sollte die Liebe Gottes in ihm wohnen? Wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen“. *) Die Nächstenliebe geht also über den Egoismus hinaus; die

*) I. Joh. 3, 17. 4. 12.

Bruderliebe hat ihren Quell in dem Glauben an einen gemeinsamen Vater. Hat uns nun das Evangelium des dritten Sonntags in das düstere Gebiet des Egoismus und des Zaubers geführt, so begegnet uns in dem großen Vorgange, von welchem das heutige berichtet, anstatt der Selbstsucht und des Aberglaubens die Charitas, und statt des Zaubers das Wunder. Was wir darin kennen lernen ist erstlich die Liebe und das Wunder, sodann: das Wunder und die Liebe; oder, um es deutlicher anzusetzen: die Liebe, die durch ihre Macht das Wunder bewirkt, und das Wunder, das wieder seinerseits Liebe hervorbringt. Scheint auch dieser Doppelsatz noch räthselhaft, so wollen wir eben an die Aufgabe gehen, das Räthsel genügend zu lösen, indem wir zugleich an die Fürbitte der milden und gütigen Jungfrau, der Mutter der Barmherzigkeit uns wenden.

Bevor wir in die Einöden von Bethsaida uns begeben, um dort die Wunder der Liebe zu betrachten, ist es billig, daß wir noch einige Augenblicke in einem Gebiete, in welchem keine Wunder geschehen: in jenem des gemeinen Weltlebens verweilen. Auch hier macht sich ein Anschein des freundlichen Wohlwollens bemerklich, jedoch nicht in dem Maße, daß die gelbe oder fahle Gesichtsfarbe der Selbstsucht sich unter dieser Schminke völlig zu bergen vermöchte. Der alltägliche Lebensverkehr im Handel und Wandel, im wechselseitigen Bedürfen und Helfen, ist am anschaulichsten in jenen vierfachen Bedingungen und Maximen gezeichnet, welche bei

den Rechtsgelehrten unter dem sonderbaren Namen der vier ungenannten Verträge (Contracte) des Justinian bekannt sind. Ungenannt heißen sie, weil sie gleichsam von selbst sich verstehen, und die Zeichensprache der mündlichen Rede vorziehen. Der erste Vertrag, sofern er mit Worten formulirt würde, lautet: „Ich gebe, damit du giebst;“ wie das z. B. der Fall ist, wenn der Dürftige dem Reichen einen Blumenstrauß oder ein Glas Wasser darbringt. Die zweite Verkehrsweise, die den Gedanken ausdrückt: „ich gebe, damit du thuest,“ kann als Vorausgabe für ein bestelltes Werk, oder als Aufmunterung und anticipirte Belohnung gelten, oder wohl auch, in nicht seltenen Fällen, als ein Versuch zur Bestechung. Die dritte Form: „ich thue oder wirke, damit du giebst,“ bezeichnet sowohl das gewöhnliche Dienstverhältniß, als jeden Dienst, der im Hinblick auf den Lohn geleistet wird. Die vierte Form endlich: „ich thue, damit du thuest,“ kommt mit den sprichwörtlichen Reden überein, daß eine Hand die andre wäscht, und eine Gefälligkeit die andre mit sich bringt.

Es kann noch eine fünfte Form hinzu gesetzt werden, die der bekannte Patriarch der Socialisten, Fourier, entdeckt hat. Der ganze Verkehr, sagt dieser scharfsinnige Weltordner, besteht in der Kunst, um sechs Francs zu verkaufen, was nur drei gekostet, und um drei Francs zu kaufen, was sechs Francs werth ist. Freilich hat längst vor ihm schon Augustinus dieselbe Bemerkung gemacht, indem der Beweggrund zu solchen Bestrebungen jederzeit derselbe gewesen. Denn je mehr das Gefühl seiner Abhängigkeit den Sterblichen anwidert, desto eifriger

trachtet er nach dem großen Zaubermittel, welches geeignet ist, eine gewisse Zahl andrer Menschen ihm selber dienstbar zu machen. Dieß Bestreben äußert sich mit einer Hast und Begierde, die bald, wie bei den alten Römern, der heilige Hunger nach dem Golde, bald wieder, wie in den letztverflossenen Jahren, das californische gelbe Fieber genannt wurde; ein Fieber, das viel früher schon (im 17. Jahrhundert) einige Spanier zu dem Wagstücke drängte, mittelst kupferner Ketten in den Krater des Nicaragua sich hinab zu senken, weil sie den unten kochenden Schwefel für lauteres Gold hielten. Wo aber dieser unheilige Hunger vorherrscht, da ist sicher auch der starre selbstische Hochmuth im Spiele, der mit der Habsucht so eng verflochten ist, wie diese mit dem Geiste der Lüge.

Ein steinreicher alter Patrizier einer kleinen deutschen Reichsstadt hatte einmal die seltsame Laune, daß er auf dem Marktplatze mitten unter das Volk trat, eine grüne Haselnuß aus der Tasche zog, und sie hoch empor haltend in sehr unerbaulicher Weise sich vernehmen ließ. Diese Nuß, sprach er, hat drei Bestandtheile, welche drei verschiedene Zustände der Menschen anzeigen. Der erste ist die grüne Decke oder Hülle, die zu nichts taugt; sie bedeutet die bettelhafte Dürftigkeit. Er löste sie ab, damit die innere Hülle, die eigentliche Schale zum Vorschein kam, und rief: dieser andre Theil der Nuß taugt höchstens nur zum Garnaufwickeln; er bedeutet die liebe Armuth, die mit der Arbeit um das tägliche Brod und mit dem Handwerk sich behelfen muß. Der dritte und allerbeste Theil hin-

gegen ist der süße Kern, und der bedeutet den Reichthum. Nach dieser Vorerklärung biß er die Nußschale auf, um den Kern zu zeigen; allein er war wurmig. Da lachten die Leute, und riefen: Siehe wohl zu, ob dieser Wurm nicht der böse Feind sey, der in deinem Herzen so übel hauset, wie hier der im Kern!

Wie einfach und gutmüthig waren noch diese Zuhörer einer so albernen Rede! In unseren Tagen hätte sie wohl eine andre, minder harmlose Erwiderung hervor gerufen! An Räubern und Entwendern fremden Gutes hat es zwar auch damals nicht gefehlt, und eben so wenig an Schwärmern, welche die Gütergemeinschaft zur Sache des Glaubens und der Religion machen wollten; diejenigen jedoch, die den Raub, die Aufhebung des persönlichen Rechtes zur Würde eines socialen oder gesellschaftlichen Systemes erheben, und mit demselben als die eigentlichen Welt-Erlöser sich ankünden, gehören unsrem Jahrhundert an. Da sie das Wesen des erschaffenen, unsterblichen Geistes, und somit die Persönlichkeit läugnen, so achten sie auch, wenigstens bei den Anderen, kein persönliches Recht. Denn wenn das Ich keinen realen Grund hat, wenn es nicht das Sichwissen eines für sich bestehenden Geistes ausdrückt, so kann es auch Sich nichts zueignen. Mit andren Worten: wenn Ich nichts Wesenhaftes bin, so kann ich auch nichts erwerben, besitzen und mein nennen, und gehöre dann auch mir selber nicht an; da ich in diesem Falle weiter nichts als ein Individuum der Menschengattung, oder insbesondere wie ein Heerdenthier, nur das Glied eines Volkes bin. Nach diesem

Grundsatze, welcher den berüchtigten Hebert zu dem Antrag bestimmte: alle Glockenthürme von Paris abzureißen, weil sie dem Prinzip der Gleichheit zu widersprechen schienen, soll es nur ein einziges Capital, ein Gemeingut Aller für Alle geben; und sofern man dasselbe weise verwaltet, werde Niemand zu viel haben und Jeder genug; jedem Einzelnen werde dann sein Antheil an Arbeit und Lohn, an Bildung, Genuß und Luxus, samt dem freien Eintritt in Theater und Circus gesichert seyn. Dieß sind die zauberischen Aussichten, welche von den fantastischen Architekten des neuen Weltreichs den Schaulustigen vorgespiegelt werden.

Wir lassen inzwischen ihre Verheißungen, samt ihrer etwas verdächtigen Liebe zur Menschheit auf sich beruhen, und gesellen uns im Geiste zu jenen Schaaren, die das Gottesreich aufsuchten auf den einsamen Bergtriften von Bethsaida. Es sind fünftausend Männer, von ihren Frauen und Kindern begleitet. Je größer diese Zahl, desto schroffer der Nothstand, sobald es an den einfachsten Nahrungsmitteln gebricht. Wenn sie keine Wegzehrung mitgenommen, so war nicht Nachlässigkeit daran schuld; denn sie hatten darauf gerechnet, den Herrn in einer von den benachbarten Städten anzutreffen, und da sie ihn dort nicht fanden, ihren Weg sogleich in diese unbewohnte Gegend fortgesetzt. Was sie so eifrig wünschten und suchten: Wahrheit und Heil, war ihnen reichlich zu Theil geworden, und es fiel ihnen nicht ein, außerdem auch irdische Speise zu verlangen. Der Herr aber, dessen Herz für Alle schlägt, der selber das Herz der Menschheit ist, sah und fühlte ihre Noth; doch bevor

er half, sollte es sich erst zeigen, was irdisch menschliche Weisheit, die socialistische nicht ausgenommen, in diesem Gebiete vermag. Darum wollte er fürs erste die Ansicht und Meinung der Jünger vernehmen; nicht etwa, um dadurch erst ihre Gedanken zu erfahren, sondern zu ihrer eigenen Belehrung. Und was wissen diese vorzuschlagen? Ihr ganzes Nachsinnen verläuft sich in die Auffindung von zweierlei Mitteln, zwischen welchen die Wahl zu treffen; Mittel, die nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte schon oft genug versucht worden sind, und deren Erfolg in jenen fürchterlichen Experimenten sich erprobt hat, die man Umwälzungen oder Revolutionen nennt. Worin diese Mittel bestehen, dieß wird uns an der Unterredung des Herrn mit den Jüngern ohne Mühe klar werden *).

Das erste, worauf diese aufmerksam machen, ist ihr Mangel an allem, was zur Hülfe erfordert würde, sodann die Dringlichkeit der Zeit und der Umstände, die späte Tagesstunde, die Annäherung der Nacht; und damit begründeten sie ihren Rath: die Leute samt und sonders zu entlassen oder fort zu schicken, damit sie noch bei Zeiten in die benachbarten Dörfer gelangen, und dort Brod kaufen möchten. Werden sie aber auch an diesen Orten soviel finden, als ihr Bedarf es fordert? Sind nicht etwa auch Dürftige unter ihnen, welchen diese Vorräthe verschlossen blieben, weil sie auch den bescheidensten Theil nicht zu bezahlen vermögen? Solche

*) In dieser Darstellung sind einige Gedanken aus einem Aufsatze im Univers, 1850 benützt worden.

Schwierigkeiten werden dabei allerdings kaum oberflächlich bedacht: die gewöhnliche Formel lautet: in Gottes Namen; helfe sich Jeder wie er kann. Das Mittel oder der Ausweg, der hier sich darstellt, heißt demnach so viel, als die Dürftigen opfern und ihrem Geschicke überlassen zu Gunsten der Bemittelten.

Es kann nun keine Frage seyn, ob der Herr darauf eingehen, ob eine solche Sinnesart von ihm genehmigt werden könne? Es ist sein Wort: Niemand kommt zu mir, den nicht der Vater zu mir gezogen; und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinaus stoßen." Wie sollte er nun diese ganze Menge, die sich in Liebe und Vertrauen zu ihm hingezogen fühlte, hülflos von sich weisen? Darum sprach er zu seinen Jüngern, theils prüfend, theils in Bezug auf die künftige Ordnung und die höheren Gaben im Gottesreiche: „gebet Ihr ihnen zu essen." Die edlen und trefflichen Jünger verstanden das freilich, wie bei so mancher ähnlichen Gelegenheit, nur im unmittelbaren und wörtlichen Sinne; doch waren sie von Herzen bereit, diesem Gebote des Meisters ohne Widerrede zu folgen, und wenigstens nach Maßgabe ihrer Kräfte ihm zu genügen. Denn sie faßten gegenseitig den Entschluß: unverweilt hinab zu gehen, um für zweihundert Denare Brod zu kaufen, und es unter die Leute zu vertheilen *). Auf diese sehr mäßige Summe belief sich ihr ganzes Vermögen, das sie unbedenklich hinzugeben bereit waren; und darin zeigt sich das andre Auskunftsmittel, welches in dem

*) Marc. 6, 37.

Opfer der (beziehungsweise) Reichen oder Bemittelten zu Gunsten der Dürftigen besteht.

Konnte in dem gegebenen Falle dieses Mittel ausreichen, um nur die nothdürftigste Hülfe zu schaffen? Der Jünger Philippus verneint diese Frage. Für zweihundert Denare, bemerkt er, sey nicht so viel Brod zu haben, damit der Einzelne von den Tausenden auch nur eine Brosame empfange. Noch tritt Andreas hinzu und meldet, daß ein junger Mensch zugegen sey, der fünf Brode und zwei Fische bei sich habe. Auch dieser ist, im Vergleiche mit den Uebrigen, ein Reicher zu nennen. Der verrufene Jacobiner Chaumette, der sich den Prunknamen Anaxagoras beilegte, und als Priester der Vernunftgöttinn fungirte, pflegte alle die Unglücklichen, die noch einen ganzen Rock am Leibe, und einige Münze in der Tasche trugen, mit den Worten anzufahren: „hast du zwei Mägen?“ Allerdings traf ihn sehr bald das Geschick, das er Andren bereitet hatte; er wurde zum Tode verurtheilt, weil er selber so unmäßig lebte, als hätte er viele Mägen gehabt. Hier jedoch in der Gegend von Bethsaida, jenem Jüngling gegenüber, wäre vielleicht sein Sprichwort passender gewesen. Wozu brauchst du fünf Brode? hast du etwa einen fünffachen Magen? Allein wenn auch der Besitzer diese vier Brode hingab, deren er eben jetzt für sich nicht bedurfte, was wäre damit ausgerichtet gewesen? Was ist dieß Wenige, bemerkte Andreas, für eine solche Schaar von Hungrigen?

So erweiset sich also das andre Auskunftsmittel so trostlos wie das erste; und der Sinnspruch Sene-

ca's behält, mit Ausnahme der heidnischen Fassung, seine Wahrheit: „Das Glück hat Manchem zu viel gegeben, aber Niemanden genug." Denn ob auch mancher Einzelne tausendfach mehr zu besitzen scheint, als er für sich und seinen Haushalt benöthigt, so hat er doch nicht genug, wenn er etwa tausend Dürftigen gründlich und auf die Dauer helfen, ja ihnen nur eine sehr mäßige Wohlthat erweisen möchte. Und was wäre für das Gemeinwesen oder die Gesellschaft damit Großes erreicht, wenn irgend ein reicher Besitzer sein Eigenthum versplitterte, um sehr vielen Mittellosen eine Gabe zu spenden, deren Größe, zur Zahl der Betheiligten im umgekehrten Verhältnisse stehend, schnell zum Nichtigen herab sinken muß? Wollte und könnte man einen hohen Berg, der mitten aus ebenem Lande empor steigt, abgraben und zertrümmern, um mit dem Geröll die Tiefen des Landes auszufüllen, und die Dammerde über die dürren Aecker auszubreiten, so würden vielleicht diese letzteren einige Linien von dieser Schichte gewinnen, die ihre Fruchtbarkeit nicht verbessert; hingegen giengen die Wälder mit ihrem Holzertrag zu Grunde; mit ihnen verschwänden die Nebel und die Wolken, die sich über dem Berge gesammelt, und durch das Versiegen der Quellen, die aus den Schluchten hervor das Land durchrieselten, würde dieß bald in eine sonnenverbrannte Wüste sich verwandeln. Ein ähnliches Geschick müßte die Menschengesellschaft treffen, wenn aller Unterschied des Besitzes aufhören, und sie in den Ameisenhaufen des sogenannten reinen Arbeiterstaates verkünstelt werden könnte; die edelsten geselligen Verhältnisse würden

da vernichtet; Kunst, Wissenschaft und echte Bildung fänden keine Stätte mehr für ihr Gedeihen.

Was wir demnach an den Aussagen der Jünger Philippus und Andreas lernen, wiederholt und bestätigt sich zu allen Zeiten. Weder des Einen noch des Andern Rath und Ansicht hät sich probehältig gezeigt. Ob man zu Gunsten der Reichen und Bemittelten die Armen und Nahrungslosen aufgiebt, (wie es z. B. von Malthus angedeutet wird), oder zu Gunsten der letztern, die Reichen ausbeutet, wie die socialistischen Weltweisen es fordern: immer ist das eine herzlos, unmenschlich und teuflisch, das andre dem göttlichen und menschlichen Rechte entgegen; beides aber nicht bloß nutzlos, sondern jedenfalls den Reichen samt den Armen verderblich. Wo ist also die Hülfe? Wir lernen sie kennen, wenn wir das große Ereigniß von Bethsaida nach seiner ganzen Bedeutung erwägen. Dort vor allem bezeugt sich das Wort: „was bei den Menschen unmöglich, ist möglich bei Gott." Zwar ist es bei den Baumeistern und den Handlangern der physicalischen Wissenschaft gebräuchlich, daß sie auf die sogenannten Gesetze der Natur hinweisen, welche der Schöpfer, obwohl sie von ihm selber gegeben, in keinem Falle verletzen oder ändern dürfe. Dagegen ist jedoch für's erste ganz einfach zu erwiedern: daß die Naturforscher, so bewundernswerth ihr Fleiß und Scharfsinn, doch nicht Alles und jedes verstehen, was im Himmel und auf Erden vorgeht; wie denn auch ihre Gesetze samt ihren Voraussetzungen (Hypothesen) von Kräften, Stoffen und Moleculen oft genug wechseln. Darum kann

auch, für's zweite, den Kleinmeistern, die ganz unnöthiger Weise von ihrer Wissenschaft aufgebläht werden, die Erinnerung nicht schaden: daß sie niemals aufhören werden, erschaffene Wesen zu seyn, und daß sich der Allmächtige nicht unter Gesetze stellen läßt, die seine Geschöpfe ihm vorgeschrieben. Der Materialist kennt keine höhere Kraft, als das in der Tiefe oder Mitte der Sinnenwelt wirkende Prinzip der Natur; der denkende Geist fühlt sich genöthigt, zu einer unendlichen, daher überweltlichen, selbstbewußten und schaffenden Macht aufzublicken; der Gläubige, der von der göttlichen Liebe weiß, bekennet überdieß: „die Augen Aller hoffen auf dich, o Herr, daß du ihnen Speise giebst zur rechten Zeit." So geschah es hier, wo die Blicke vieler Tausende liebend und vertrauend auf Den geheftet waren, den sie als ihren himmlischen Meister und Hirten erkannten. Er nahm die wenigen Brode in seine wunderbaren Hände, erhob betend und dankend den Blick zum Himmel, segnete, brach sie, und reichte sie den Jüngern, damit sie selber, wie er es früher angeordnet, dem Volke die Speise austheilten. So gieng auch die andre Hälfte jener bekannten Psalmesworte in Erfüllung: „du eröffnest deine Hand, und erfüllest alles, was lebt, mit Segnung."

Was hier geschah, war offenbar ein Werk segensvoller Einwirkung der schöpferischen Macht auf die Kräfte oder Stoffe der schon vorhandenen Schöpfungswelt. Jeder Segen ist daher ein Wunder, wie jedes echte Wunder ein Segen. Und dieß ist der Grundgedanke, aus dem wir für einen Vorgang Licht gewinnen.

der für uns unerklärlich bleibt, nicht bloß, weil wir überhaupt davon nichts verstehen — indem ja jede Entwicklung eines organischen Wesens aus seinem Keime uns stets ein Räthsel bleibt — sondern weil wir im Gebiete unserer Erfahrung keinen Vorgang finden, der damit vergleichbar wäre. Derselbe Christus, der hier als vollkommner Mensch unter Menschen erscheint, ist zugleich in der einen und untrennbaren Persönlichkeit der schöpferische Logos, in welchem Bewußtseyn er auch gesprochen: „mein Vater wirket bis jetzt, und ich wirke gleichermaßen mit ihm.“ Dieselbe unendliche Liebe, welche die Menschenwelt erschaffen, hat auch nach der Zerrüttung derselben ihrer Erlösung fürgesorgt; und alles, was die schöpferisch erlösende Liebe zur Befreiung, Belebung und Wiederherstellung der Sterblichen durch Christum wirkt, welcher das eigentliche Wunder und der Segen in der Menschheit ist, wird Segen und Wunder genannt. Wer aber nicht glauben will, daß Christus zehntausend Menschen gespeiset durch Vermehrung des schon vorhandenen Nahrungsstoffes, wie wird dieser in das höhere Mysterium eingehen, kraft dessen der Herr alle folgenden Zeiten hindurch viele Millionen ernährt mit der Gabe des unsterblichen und verklärten Lebens? —

Ehe wir jedoch dieß Mysterium, das in dem Wunder von Bethsaida vorgebildet, bestimmter beim Namen nennen, wollen wir einer seltsamen Geschichte gedenken, die ein gewisser Saint-Olon in seinem Reiseberichte aus dem nördlichen Afrika mittheilt und verbürgt hat. Nach seinem Berichte war Muley Ismaël, Sultan von Ma-

rokko, ein so eigenartiger Despot, daß er nicht allein zum bloßen Zeitvertreibe den Leuten die Köpfe abhauen ließ, sondern auch dabei Gelegenheit suchte, mit seinem Witze zu glänzen. Einige Marabut's (wie bei den Moghreb die bevorzugten Diener Muhammeds genannt werden) hatten in ihrem fanatischen Eifer zwei fromme Christensklaven ihm verdächtig gemacht; die er auch alsbald in eine Löwengrube werfen ließ. Am folgenden Tage ereignete es sich, daß einige Christen, ebenfalls Sklaven, vor dieser ummauerten Höhle vorübergiengen, und zu ihrem Erstaunen das laute Gespräch vernahmen, das die Verurtheilten unten mitsammen führten. Als sie durch ihr Zurufen noch genauer sich überzeugten, daß die grimmigen Bestien den Beiden kein Leid gethan, dachten sie sogleich an die Rettung des Daniel, hielten das Ereigniß für ein Wunder und ermangelten nicht, es weiter zu erzählen, so daß die Kunde davon sehr schnell verbreitet ward. Man gewann eine Christensklavin im Hause des Sultans, eine junge Spanierin, die ihm davon erzählte, und zugleich für die Verurtheilten um Gnade bat. Muley zeigte sich als einen Mann, der nicht leicht über etwas erstaunt, am wenigsten über ein sogenanntes Wunder; in seiner Weise ein echter Rationalist, wußte er auch das Ergebniß aus sehr natürlichen Ursachen zu erklären. „Das Fleisch dieser Giaurs," sprach er, „ist so spottschlecht und dürr, daß die wilden Bestien selbst in ihrem Hunger es verschmähen; Löwen fressen keine Hunde." Nun erzählte man ihm die Geschichte des Propheten Daniel, und das strafende Geschick, das die Ankläger des heiligen Sehers getroffen.

Diese Wendung der Dinge gefiel ihm; und da er der Lust nicht widerstehen konnte, ein gleiches Experiment zu machen, befahl er sogleich, die beiden Christen aus der Grube heraus zu schaffen, und statt derselben ihre Verläumder, die Marabut's, hinab zu stoßen. Als man ihm aber die Nachricht brachte: diese letzteren seien fast augenblicklich von den Löwen zerfleischt und verschlungen worden, war der witzige Mann auch jetzt um die Erklärung nicht verlegen. „Das habe ich gar wohl voraus gewußt," rief er; „und da seht ihr nun selber, wo der Grund liegt; weil das Fleisch der Moslim's offenbar viel besser ist, als jenes der Christen!"

Wir werden diesem herzlosen Manne das Lob nicht absprechen, daß er Gewandtheit besaß und sich zu helfen wußte. Was hingegen seine Behauptung anbelangt, so werden wir unbedenklich für das Gegentheil einstehen müssen. Nicht als ob wir dafür hielten, daß manche Menschenkinder aus besseren und edleren Stoffen gebildet seien, als die übrigen; etwa, wie der englische Dichter Dryden gespottet hat: einige aus gemeinem Lehm, andere aus Porzellänerde. Wohl aber kommt es auf die Substanz der Nahrung an, die einzig der Christ als solcher aus der Hand seines Erlösers und Wiederherstellers empfängt; auf das Fleisch und Blut, an welchem er der Theilnahme gewürdigt wird. Hier aber ist eben die lebendige Mitte, die Seele des Christenthums, das eigentliche Mysterium des Glaubens.

Kehren wir nun wieder nach Bethsaida zurück, so haben wir dort zweierlei Mittel vorgefunden, die zur Hülfe für die Bedürftigen verwendet werden konn-

ten: die zweihundert Denare, in welchen das Gemeingut der Jünger bestand, und die fünf Brode, die einer aus dem Volke darzugeben bereit war; also Geld und Brod. Hat etwa der Herr das erstere in die Hand genommen, um es zum Behufe des Almosens zu vervielfältigen? Nicht mit dem Gelde hat er etwas unternommen, sondern mit dem Brode. Das Geld ist von dieser Welt, das Brod ist von Gott. Das Geld ernährt und kräftigt nicht; es hat an sich keine sittlich erhebende Kraft; vielmehr, wie schon der Markgraf Rocella bemerkt hat: je höher es im Preise steigt und verehrt wird, desto gewisser nimmt der Werth der Tugend ab. Nicht das Geld, wohl aber das Brod wird überall, wo die christliche Gesinnung und Ehrfurcht noch nicht verschwunden, die Gabe Gottes genannt, und mit Recht als solche betrachtet. Denn die Getreidearten (Cerealien), die nirgends wild wachsen, und ohne Cultur verkümmern, sind ohne Zweifel so gewiß ein Gottesgeschenk, wie das Feuer, das der Mensch allein besitzt und durch welches er die Brodbereitung vollendet. Das Brod, das die vorzüglichsten und wesentlichsten Nahrungsstoffe des Menschen in sich trägt, wird in Fleisch und Blut oder in die sterbliche Leiblichkeit umgewandelt; hinwiederum ist die Substanz des unsterblichen und verklärten Leibes Christi das Brod, das uns zum unsterblichen Leben ernährt.

Wenn nun der Herr von Sich bezeugt: er sey das lebendige Brod, so vom Himmel herabgestiegen; wenn er lehrt: mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise; wer sie empfängt, „wer Mich isset, bleibet in Mir, und ich in

ihm, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage; wenn er ferner sagt: wie der lebendige Vater mich gesendet hat, und ich durch ihn lebe, ebenso, wer mich isset, wird leben durch mich — so kann und soll der Zweck dieses Mysteriums uns nicht verborgen seyn. Wie wir nämlich als Kinder Adams, als Glieder des irdischen Menschen, und zufolge unserer natürlichen Abstammung, im Zustande der Schuld, unter der Herrschaft des Todes in diese Welt eintreten, so sollen wir nun als wesenhafte und lebendige Glieder eingepflanzt werden in den verklärten Leib des neuen und himmlischen Menschen, damit wir geistig und leiblich ihm angehören und das Werk der Restauration schon hienieden an uns beginne. Hier erst wird uns die volle Bedeutung des Auftrags: „gebet ihr ihnen zu essen" offenbar; denn die Apostel waren es, die der Herr zuerst zu Stellvertretern seines priesterlichen Amtes erwählte, und welchen er sich selbst als Opfer und als Mysterium in die Hände gelegt hat, um durch diese Veranstaltung Unzähligen ganz und ungetheilt, gleich dem Lichte, die Wesenheit seines himmlischen Lebens zu spenden.

Dieselbe göttliche Liebe demnach, welche durch das Wunder der Brodvermehrung die Hungrigen gesättigt, hat auch dieses Wunder der Hingabe Christi an alle Menschen gewirkt; und dieses letztere, als fortdauerndes Wunder oder Mysterium eingesetzt, ist hinwiederum der lebendige Quell, der in den Herzen der Christen nicht bloß die Gottesliebe, sondern auch die wechselseitige Liebe nähren, die wahrhaft gesellige, brüderliche Gesinnung kräftigen soll. Unmittelbar vor seiner zweifachen Hin-

gabe in die Hände seiner Freunde oder Jünger und in die Hände seiner Feinde, bevor er nämlich in seinem Testamente Sich selber als Opfer und Heilsgabe (Sacrament) allen Menschen schenkte, und dieses Testament sodann durch seinen Tod besiegelte, und durch seine Auferstehung in Vollzug brachte, hatte er zu den Jüngern gesprochen: „ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe.“ Wieso ein neues Gebot? War nicht das Gesetz der Gottes- und Nächstenliebe schon im alten Bunde vorgeschrieben? Allein während dort das Maaß dieser Vorschrift in den Worten bezeichnet war: Du sollst Deinen Nächsten lieben, wie Dich selbst; ist hier die Liebe als Richtschnur gegeben, wie Christus sie geübt hat. Das Neue an seinem Gebote ist also das Vorbild sowohl als der Beweggrund; beides aus dem Gebiete der neuen Schöpfung, aus dem Wesen der Erlösung. Der Christ soll seinen Nächsten lieben: nicht bloß wie ein Mensch den andern, weil in Allen eine und dieselbe Menschennatur sich ausprägt, sondern als Theilnehmer an derselben Gnade und Liebe des Herrn und als Glieder Eines Leibes. Daher ist auch (wie Alphonsus Tostatus anmerkt) dieses Mandat, ohne die übrigen Menschen von unserer Liebe auszuschließen, doch vorzugsweise den Christen gegeben; wozu die Mahnung des Apostels den Beleg giebt: „So lange wir Zeit haben, lasset uns Gutes wirken für Alle, vorzüglich aber für die Genossen unseres Glaubens;*) weil nämlich diese als Theil-

*) Galat. 6, 10.

nehmer am Mysterium unseres Glaubens und von demselben Lebensquell ernährt, uns auch näher angehen und enger mit uns verschwistert sind, als es mit irdischen Worten sich sagen läßt.

Wie weit aber soll die Liebe reichen, der ein so erhabenes Vorbild gesetzt ist? Wo ist das Maaß der Opfer, die der Christ für den Hilfsbedürftigen zu bringen hat, wo die Grenze? Soll Jeder verpflichtet seyn, all das Seinige hinzugeben, und selber dürftig zu werden? Kann das Beispiel eines Serapion für Alle gelten, der sein letztes Gewand auszog, oder eines Martinus, der die Hälfte seines Soldatenmantels einem Armen an der Straße schenkte, wozu ein Kriegsmann nach jetziger Sitte gar nicht einmal berechtigt wäre? Wie nothwendig es hier auf Maaß und Unterscheidung ankomme, können wir an dem zu seiner Zeit als Prediger bekannten Abbé Feuillet, Erzpriester von Saint-Cloud lernen, der einst auf einer Kanzel zu Paris mit großem Eifer von der Pflicht der thätigen Nächstenliebe redete. Die ziemlich communistische Regel, die er dafür aufstellte, war die rücksichtslose Behauptung: daß jeglicher Ueberfluß von Rechtswegen den Armen gebühre, und daß ein gottesfürchtiger Christ, wolle er seines Heiles sicher seyn, mit einem einzigen Rocke sich begnügen müsse. Ein wackrer Kaufmann ward von dieser Rede ergriffen und gerührt, und da er sich der Schuld bewußt war, drei ganze Röcke zu besitzen, so begab er sich gleich am folgenden Tage nach dem Schlosse Saint-Cloud, und nahm seine übrigen Röcke mit, die ein Lehrling ihm nachtrug. Als er bei Feuillet sich anmelden ließ, war

dieser gerade, bei unfreundlichem Wetter, von einem weiten Gange zurückgekehrt; man bat daher den Kaufmann, einige Minuten Geduld zu haben, weil der Abbé vom Platzregen getroffen worden, und eben damit beschäftigt sey, die Kleider zu wechseln. „Wie?“ rief der Kaufmann, „er zieht andre Kleider an? Und doch hat er gestern erst gepredigt, der Christ müsse mit Einem Rocke sich behelfen? Meldet ihm meine Empfehlung, und sagt ihm, daß ich meine zwei Röcke wieder mitnehme, denn ich habe den Beschluß gefaßt, bei schlechtem Wetter das Gleiche zu thun.“

Worinn bestand der Fehler, vor dem dieser Prediger sich zu verwahren versäumte? Darinn, daß der eifrige Mann zwischen dem evangelischen Gesetze und dem evangelischen Rathe nicht gehörig unterschied, sondern beide als gleich bindend darstellte. Das evangelische Gesetz, als Norm der Gerechtigkeit und Sitte, ist für alle Christen ohne Ausnahme verpflichtend, und diese Kraft besitzt auch das Mandat der Nächstenliebe. Die evangelischen Rathschläge hingegen haben vorzugsweise für Solche ihre Geltung, von welchen, gleich den auserwählten Jüngern Christi, eine heroische Tugend gefordert wird, weil sie zu einer apostolischen Wirksamkeit, zur Ausbreitung des Gottesreichs, zum Heile vieler Andrer, und somit zu einer Vollkommenheit und zu außergewöhnlichen Werken bestimmt sind, für welche nicht Jeder berufen seyn kann. Jener jugendliche Mann, der mit dem guten Bewußtseyn, alle Gebote pflichtmäßig erfüllt zu haben, dem Herrn sich vorstellte, um zu fragen, was ihm ferner noch zu thun obliege, um zur Vollkommen-

heit zu gelangen, erhielt die Antwort: „wenn Du vollkommen seyn willst, so verkaufe Alles, was Du besitzest, theile es den Armen aus, und dann komme und folge mir nach.“ Offenbar war dieser Jüngling, dessen Herz die Sehnsucht nach höheren Dingen bewegte, in den engern Kreis der Jünger und Apostel berufen, und diesem Berufe konnte er ohne Hingabe aller irdischen Güter nicht nachkommen. Wenn aber ein Jeglicher verpflichtet wäre, alle seine Habe zu verkaufen, wo sollte zuletzt ein Käufer sich finden? Da nun in der Regel jeder Einzelne für den besonderen Kreis seiner Angehörigen und seines Geschäftes, zu sorgen verflichtet ist, so kann ihm die Wohlthätigkeit nur nach Maaßgabe dieser Verhältnisse zur Pflicht gemacht werden. Daß man aber Niemanden ein größeres Opfer zumuthen dürfe, als diese Verhältnisse gestatten, darüber belehrt uns der weise und menschenfreundliche Paulus, indem er den Gläubigen, die für die dürftige Gemeinde von Jerusalem milde Gaben darbrachten, erklärt: es sey mit dieser Sammlung nicht so gemeint, als sollten sie, um Andern Erleichterung zu bringen, sich selber in Noth und Trübsal versetzen.*) Wer wird an einen Reichen die Forderung stellen dürfen, daß er seines Besitzes sich entäußere, um dann selber den Bettelstab in die Hand zu nehmen? Freilich sagt das alte deutsche Sprichwort: „wenn ein Bettler dem andern Almosen giebt, freuen sich die Engel im Himmel.“ Damit aber das möglich werde, damit Ein Armer dem Andern beistehe, wie es

*) II. Cor. 8, 13.

Gregor der Große vom heiligen Servulus berichtet, muß er ja selber Almosen empfangen; es darf also, wenn wohlthätige Liebe geübt werden soll, an Bemittelten nicht fehlen.

Wenn es nun von den Anhängern sozialistischer Lehren bekannt ist, daß sie jede Art der milden Hülfe, sie möge von Einzelnen, von Gemeinden oder vom Staate ausgehen, als etwas dem Menschen Schmachvolles verwerfen, und daß sie die Barmherzigkeit, die sich der Leidenden annimmt, eine Rabenmutter nennen, so folgen sie dabei doch jedenfalls ihren grundsätzlichen, wenn auch verkehrten Ansichten, in denen das Streben liegt, zugleich mit dem Privatbesitze auch jede Ungleichheit des Einkommens aufzuheben, wodurch dann die fernere Nothwendigkeit des Almosens von selbst wegfallen würde. Gefährlicher als die haltlosen Pläne dieser Schwärmer sind die vermeintlich wohlgesinnten Gedanken solcher Ordnungsbeschirmer, welche, indem sie das gesammte Geschäft der Wohlthätigkeit als die Aufgabe des absoluten Staates erklären, jenen Verwüstern der Gesellschaft nur in die Hände arbeiten. Der Staat soll Alles in Allem seyn, und Alles nur Erdenkliche zu Stande bringen. Er soll die Kinder erziehen, die Jugend belehren, über Beruf und Standeswahl entscheiden, die Rohen bilden, die Betrübten trösten, die Verzagten aufrichten, die Dürftigen nähren und kleiden, alle Thränen trocknen, alle Leidenschaften mäßigen, die Unzufriedenen begütigen, den Gelangweilten Belustigung verschaffen, die Herzen zu hohen und edlen Gesinnungen erheben, die inneren Kreise der Familie ordnen, vielleicht auch den Sterbenden beistehen, und durch diese all-

seitige Thätigkeit wohl gar die Welt erlösen, und die Kirche deren Aufgabe er übernimmt, ganz überflüssig machen!

Wie wenig begreifen diejenigen, welche den Staat als die einzige, Alles lenkende Macht verherrlichen möchten, daß sie, wenn auch von einer andern Seite her, auf dassebe Ziel lossteuern, wie jene Feinde des persönlichen Rechtes, des Familienlebens, und aller religiösen Tugend! Der Staat, der innerhalb seines Gebietes allerdings eine absolut berechtigte Macht ist, vermag unter weisen Lenkern sehr viel, wenn die Völker weise genug sind, seinen Anordnungen ohne Zwang sich zu fügen; dieser freie Gehorsam selbst aber steht unter einer Macht von höherm Ursprung, unter dem innern Gesetze des Gewissens. Der Staat vermag Großes im Gebiete der Freiheit und Ordnung, aber Wunder kann er nicht thun. Wunder wirkt einzig nur die himmlische Charitas; diese aber ist nicht Sache des Staates, sondern Christi und seiner Kirche. Wollte der Staat allein es übernehmen, allen Dürftigen und allen Leidenden zu helfen, so müßte er eine Armensteuer auflegen, die nach dem Maß ihres unvermeidlichen Mißbrauches immerfort zunehmen, und die Bemittelten zu Grunde richten, dabei aber das sittliche Leben vielmehr zerrütten als fördern müßte. Denn er könnte dieß Geschäft nicht ganz und gar in seine Hände nehmen, ohne das Recht und die Pflicht des Wohlthuns den Einzelnen zu entziehen, und so in den Herzen der Christen jede Regung der Liebe zu lähmen.

Alle wahrhafte Liebe auf Erden ist durch Christum vermittelt, und vom göttlichen Geiste in die

Herzen gepflanzt; ihr eigentliches Gebiet, aus welchem ihre Lebenskraft in die bürgerliche Gesellschaft einströmt, ist daher das Gottesreich, die Kirche. Wenn aber die echte Nächstenliebe in Christo ihre Quelle hat, der das Wunder und der Segen der Menschheit ist, so folgt daraus, daß sie ebenfalls im Gebiete des Wunders und des Segens sich bewegt. Wer also ohne unlautere Beimischung, ohne eitle oder sonstwie eigennützige Absicht, mit Freudigkeit und herzlichem Wohlwollen diese Liebe ausübt, der steht im Wunder, und die Segnungen der göttlichen Providenz können seiner Thätigkeit nicht fern bleiben. So hat es sich im Leben und Wirken heiliger Menschen überall bewährt, von Johannes dem Almosengeber und Gregor dem Großen bis herab zu Thomas von Villanova, Carl Borromeo und Vinzenz von Paul; von der frommen Dorcas (Tabitha), Melania und Paulina bis herab zu Elisabeth von Thüringen, Francisca Romana und unzähligen anderen. Ueberall sind die Verheißungen wörtlich in Erfüllung gegangen: „Gebt, und es wird euch gegeben werden. Nach dem Maße, mit dem ihr ausmesset, wird man auch euch zumessen. Wer reichlich aussäet, wird reichlich erndten. Wer bereitwillig ist zum Wohlthun, wird Segnung empfangen." *) Die Vervielfältigung des Brodes in der Einöde von Bethsaida hat sich in der christlichen Welt oft genug und in mannigfacher Weise überall da wiederholt, wo die Charitas ihre Macht entfalten konnte.

---

*) Sprichw. 22, 9.

„Uebet in der Frömmigkeit die brüderliche Liebe, und in der Bruderliebe die Charitas.“ Die Wurzelverbindung dieser beiden Sätze wird uns nun deutlicher verständlich. Die Liebe Gottes ist schöpferisch; ihre neue Offenbarung in der, durch Schuld zerrütteten Menschenwelt, ist Christus und sein Werk. Er ist für Alle gestorben, um für Alle zu leben. Er wandelte in der Welt unter der Gestalt des Knechtes; er bleibt in der Welt unter der Gestalt des Brodes. Die Liebe Gottes zu den Menschen ist es, die dieses zu Allen fortgesetzte Wunder der neuen Schöpfung wirkt; dieses Wunder soll in uns die Gottes- und Nächstenliebe wecken, und die letztere, in ihrer wahren Energie, abermals Wunder zu Stande bringen, indem sie unter göttlicher Segnung Großes bewirkt durch anscheinend geringe Mittel. Wiederum sollen diese Werke und Opfer der Nächstenliebe, weil von lebendigem Glauben und Gottesliebe hervor gerufen und getragen, auch ihrerseits in Andern den Glauben und die Charitas wecken oder stärken, und so die Ausbreitung des Gottesreiches fördern.

Hier vorzugsweise ist es, wo der Beruf der christlichen Frauen hervor tritt, welche, der wunderbaren und gesegneten Jungfrau nachfolgend, so oft und vielfältig als die Heldinnen und Pflegerinnen der heiligen Liebe sich bewährt haben. Sie vor allen sind befähigt, und darum auch verpflichtet, die Keime des Glaubens und der Gottesfurcht in die Herzen der Kleinen zu pflanzen, und dadurch auch für das sittliche Leben, und die ewige Bestimmung die Bildnerinnen ihrer

Kinder zu seyn. Durch ihr Zartgefühl, durch die Fertigkeit und Gewandtheit in den Geschäften des häuslichen Lebens, durch den Scharfblick in der Auffassung und Beurtheilung vorhandener Leiden und Bedürfnisse, sind sie geeignet, nicht bloß als Helferinnen und Trösterinnen Großes zu wirken, sondern auch den Glauben zu wecken, und indem sie Zeugniß geben von der Herrlichkeit der göttlichen Liebe, die Gottentfremdeten vorzubereiten für die Wege der Gnade. Wenn die Nachfolgerinnen der heiligen Fürstin Elisabeth seit sechs Jahrhunderten unberechenbares Gute in allen europäischen Landen gewirkt, wenn wir die barmherzigen Schwestern, selbst mitten unter den Kabylen, überall mit Heldenmuth thätig sehen, wo Pest und Cholera und Typhus wüthen, wenn Frauen andrer religiöser Verbindungen die Urwälder Amerikas, die Sonnengluth Senegambia's nicht scheuen, um unter Halbwilden und Negern christliche Gesittung zu pflanzen, so gehört es zu den Zeichen einer bessern Zukunft, daß neben diesen Schwesterschaften, die ihr ganzes Leben im Dienste der göttlichen Charitas gewidmet, überall auch in den weltlichen Ständen wohlthätige Frauenvereine sich bilden, welche, nach dem Vorbilde von Bethsaida, kein Geld unter die Armen austheilen, sondern Brod, die Wohnungen der Armuth aufsuchen, und sowohl der körperlichen Noth als der sittlichen Verkommenheit abzuhelfen suchen. Diejenigen, die einem solchem Werke, soviel ihre Lebensaufgabe gestattet, mit Beharrlichkeit, Geduld und Güte, um Christi willen sich widmen, dürfen dann auch Engel genannt werden, weil sie gleich diesen empor blicken zum Angesichte des Vaters.

So schön und segensvoll aber solche Verbindungen zum gemeinsamen Wirken, so giebt es doch nur Ein Mittel, das ihnen Bestand und Segen verbürgt, und auch dieses ist wieder nur die Liebe. Darum ermahnen die Apostel, daß wir uns nicht begnügen mit bloßen Reden und Worten, sondern durch gute Werke unsren Beruf sicher stellen, weil nur durch diese uns der freie Eingang verschafft wird in das Reich unsres Herrn und Erlösers *). Barmherzigkeit und Treue liebt der Herr, mit Gnade und Glorie wird er sie lohnen **). Und so hat auch der Seher Isaias es gelehrt: „Breche dem Hungrigen dein Brod, die Dürftigen führe in dein Haus; wenn du einen Nakten siehst, so kleide ihn, und verachte dein Fleisch (deinen Nebenmenschen) nicht. Dann wird wie am Morgen dein Licht aufgehen, deine Gesundheit wird erblühen, und deine Seele mit Glanz erfüllet werden; deine Barmherzigkeit wird dir voran gehen, die Glorie des Herrn wird dich aufnehmen. Du wirst ihn anrufen, und er wird dich erhören; du wirst deine Stimme zu ihm erheben, und er wird antworten: siehe, hier bin ich." ***) Denn nur wer Ihn geliebt und Ihm gedient hat in seinen Brüdern, wird sein seliges Wort vernehmen: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht, gehe ein in die Freude deines Herrn."

---

*) I. Joh. 3, 18. II. Petr. 1, 10. 41.

**) Ps. 83, 12.

***) Isai. 58, 7.

V.

(Am fünften Sonntage in der Faste.)

Wahrheitsliebe.

„Die Liebe denkt nichts Arges, sie hat keine Freude am Unrecht, sondern erfreut sich an der Wahrheit."

(I. Cor. 13, 5.)

Wir haben bisher mit dem Inhalte des großen Lehrwortes uns beschäftigt: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibet in Gott, und Gott in ihm." Es ist noch ein andrer Lehrsatz desselben Jüngers, der diesem zur Seite steht: „Gott ist das Licht, und keine Finsterniß in Ihm; und wenn wir im Lichte wandeln, haben wir mit Ihm Gemeinschaft" *). Denn eben so gewiß, als Gott die Liebe ist in der seligen Lebensgemeinschaft drei unendlicher Personen, ist er auch, in der Vollkommenheit seiner Selbstanschauung, das Licht, von welchem jedes Dunkel ausgeschlossen, weil ihm weder in seinem eigenen Wesen noch in seiner

*) I. Joh. 1, 5. 7.

Schöpfung etwas verborgen seyn kann, und weil er die absolute Wahrheit und Heiligkeit selbst ist. Aber auch im menschlichen Leben können Liebe und Licht, Willensgüte und Wahrheit nicht gesondert werden. Ohne Wahrheit ist keine echte Gottesliebe denkbar; denn nur der wahrhafte Gott kann Gegenstand der Liebe seyn. Ohne Wahrheit giebt es keine probehältige Nächstenliebe; denn diese setzt sowohl Gewissenhaftigkeit als Kenntniß und Achtung der Menschenwürde voraus, so daß, wie Augustinus bemerkt, Niemand wahrhaft der Freund eines Menschen seyn kann, der nicht ein Freund der Wahrheit ist. Und schon der alte Homer wußte zu sagen, daß zwischen dem Lügner und dem Feinde kein Unterschied sey.

Soll also die Liebe wahrhaft befunden werden, so muß sie vor allem als Liebe zur Wahrheit sich kund geben; weßhalb der Apostel unter ihren Kennzeichen auch diese aufzählt: „Die Liebe denkt nichts Arges, sie hat keine Freude am Unrecht, sie erfreut sich an der Wahrheit.“ Den schroffsten Gegensatz davon entdecken wir in jenem Widerspruche der Heuchler, von welchem das Evangelium des heutigen Sonntags Bericht giebt, in dem hartnäckigen Kampfe der Lüge gegen die heilbringende Wahrheit. Wer aus Gott ist, ruft der Herr seinen Widersachern zu: der höret Gottes Wort; darum wollet ihr auch nicht hören, weil ihr nicht aus Gott seyd — weil ihr nicht in der Liebe, und diese nicht in euch. Denn „es giebt keinen andern Eingang in die Wahrheit als durch die Charitas;“ und aus diesem Sinnspruche des hl. Augustinus folgt

auch der andre: „es giebt keinen Eingang in die Lüge als durch die Selbstsucht.“ Um nun diesen Gegensatz in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen, wollen wir zweierlei Wege uns ansehen: zuerst die Wege der Selbstsucht in die Finsterniß der Lüge; sodann die Wege der Liebe in das Licht der Wahrheit. Möge dabei die Hehre und Erhabene unsre Führerin seyn, die wir als die weiseste Jungfrau, als die Mutter der göttlichen Gnade verehren.

Unter den zahlreichen Gefangenen und Sklaven, welche Kaiser Augustus mit sich führte, als er nach dem Siege über Antonius und Kleopatra triumphirend in Rom einzog, befand sich ein ägyptischer Priester, von welchem allgemein versichert wurde: er habe in seinem ganzen Leben nicht mehr als ein einzigesmal gelogen. Ein so außerordentlicher Ruf erwarb ihm die Bewunderung der ganzen Weltstadt; und als der Senat davon Kenntniß bekam, hielt er es für heilige Pflicht, in der Person dieses Gefangenen der Wahrheit die gebührende Ehre zu erweisen. Der Aegyptier wurde nicht bloß emancipirt oder als ein Freigelassener erklärt, und glänzend belohnt, sondern ihm sogar, um das Andenken davon auf die Nachwelt zu bringen, auf öffentlichem Platze eine Statue errichtet. Es wird uns aber weniger befremdlich erscheinen, daß eine solche Thatsache im Zeitalter des Augustus eine so angestaunte Seltenheit war, da nicht lange nachher ein

römischer Machthaber verächtlich ausrufen konnte: „was ist Wahrheit!“

Was nun unser Urtheil über jenen Fremdling anbelangt, so können wir zwar mit Sicherheit voraussetzen, daß er weder ein Journalist oder Zeitungsschreiber, noch sonst ein Literat gewesen; daß er jedoch nur eine einzige Lüge auf dem Gewissen gehabt, werden wir dennoch in Abrede stellen müssen, und dieß schon deßhalb, weil er als Priester der Isis, als bestellter Diener einer irdischen Naturgottheit, ein beständiger Vertreter der Lüge war. Nun ist aber jeder Sterbliche von seiner Geburt aus, und abgesehen von der Dazwischenkunft der Gnade und der christlichen Erziehung, ein Heide; sein Geist im Dienste der Natur oder der Isis geknechtet, sein inneres Leben ein steter Zwiespalt, sein Urtheil von Leidenschaften beherrscht, beschränkt und wandelbar. Ein Jeglicher bleibt daher, soviel an ihm ist, dem Irrthum unterworfen, achtet das Falsche für zuverlässig, und behauptet mit Eifer gar vieles, was keinen Grund hat; weßhalb auch der Apostel Paulus, ohne vorher um Verzeihung zu bitten, geradezu aussagt: „Gott allein ist wahrhaft, jeder Mensch lügenhaft,“ ähnlich wie längst vor ihm der Sänger der Psalmen: „ich sprach in der Erhebung meines Gemüthes: alle Menschen sind lügenhaft.“

In welchem Sinne jedoch diese Aussagen zu nehmen seyen, dieß ergiebt sich aus ihrem Zusammenhange mit der Gedankenreihe, aus der sie hervor gegangen. Der Apostel nämlich redet von der unwandelbaren Wahrheit Gottes, welche durch den Unglauben und die

verkehrten Ansichten der Menschen weder umgestoßen noch sonst verringert wird. Die Worte des Psalmes hingegen beziehen sich zunächst auf jene menschlich irdischen Vorstellungen und Träume, die das höchste Ziel und die einzige Glückseligkeit in Dingen suchen, in welchen sie nicht zu finden. Unmittelbar vorher hat der Sänger seine Hoffnung ausgesprochen: „ich werde das Wohlgefallen des Herrn erlangen im Lande der Lebendigen.“ In dieser Erhebung seines Gemüthes zum Unsichtbaren und Ewigen wird ihm die Erkenntniß, daß der Mensch in seinem jetzigen Lebensgebiete, im Lande der Sterblichkeit und der Sünde, seinen vollen Frieden nicht suchen dürfe. Wer das nicht einsieht oder versteht, wer seine Verschuldung und Ohnmacht nicht anerkennen, die erlösende Hülfe Gottes nicht suchen will, dem bleibt nichts übrig, als die Wahrheit in Lüge zu verkehren. Und dieß eben ist es, was der Jünger den Gläubigen wie den Nichtgläubigen ans Herz legt: Wenn wir im Lichte (des Glaubens und der Gnade) wandeln, sind wir in Gemeinschaft mit Gott, und das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Sofern wir aber behaupten, daß wir keine Sünde haben, verführen wir uns selber, und die Wahrheit ist nicht in uns; ja wir machen aus Christo einen Lügner *). Denn wer die Sünde läugnet, wird sowohl die Nothwendigkeit als die Verheißung eines Heilandes und Retters, dessen er nicht bedarf, in Abrede stellen, und mit seiner eigenen, eingebildeten

*) I. Joh. 1, 8. 10.

Trefflichkeit sich begnügen. In solcher Selbstverherrlichung gefielen sich die alten Stoiker, von deren Sinnesart das Gebet des römischen Dichters an Jupiter Zeugniß giebt: „Möge er mir Leben und Reichthum verleihen; einen gerechten und edlen Geist werde ich mir selber verschaffen.“ Was aber bei diesen Halbweisen, welche die Heiligkeit Gottes nicht kannten, in Selbstgefühl und Stolz sich abschloß, gestaltete sich bei den Gegnern Christi aus dem Pharisäerstande, denen es an Gotteskenntniß nicht gebrach, zur aufgeblasenen Werkheiligkeit und Selbsttäuschung, indem sie die innere Bosheit und Fäulniß vor ihrem eigenen Urtheil mit frommen Gebräuchen und Reden verdeckten.

Wer in heißen Gegenden das Gestripp und die Steine wegräumt, wird von dem Stachel der Skorpione, vom Giftzahn der Vipern getroffen, die hier im Schatten sich bergen. Noch gefahrvoller ist es, Menschen die das Licht hassen, weil ihre Werke böse sind, aus dem Dunkel aufzustören, und ihre Lüge ans Tageslicht zu ziehen. Solch einem Gezüchte stand der Herr gegenüber. Er hatte zu jenen, die sein Wort gelehrig aufnahmen, gesprochen: sofern ihr meiner Rede treu bleibt, werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch befreien. Was konnte er damit anderes bezeichnen wollen, als die sittliche, über die schwankende Willkür erhobene, Freiheit des Geistes in ihrer vollen Entschiedenheit für das Rechte und Gute, d. h. für den Willen Gottes? Allein die Heuchler verdrehten den Sinn: wir sind keine Sklaven, riefen sie, wir sind Freie von Geburt. Er mahnte sie deßhalb

an die Knechtschaft der Sünde, und an die Gottentfremdung, die auf den Freigebornen nicht minder lastete als auf den Sklaven. „Wer die Sünde begeht, ist der Knecht der Sünde. Nicht der Knecht, sondern der Sohn bleibt im Vaterhause. Wen der Sohn befreit, der ist wahrhaft frei. So Jemand mein Wort bewahrt, der wird den (geistigen und ewigen) Tod nicht erfahren." Allein wiederum dem rechten Verständnisse fremd, entgegneten sie: Abraham und die Propheten sind gestorben, und du redest von Unsterblichkeit; bist du etwan größer als diese? Und da er, als den Sohn der Verheißung sich offenbarend, erwiederte: Abraham frohlockte, meinen Tag zu sehen, verkehrten sie neuerdings die Rede, voll Entrüstung ausrufend: du bist kein halbes Jahrhundert alt, und hast den Abraham gesehen? Der Herr hatte weder gesagt: ich habe den Abraham, noch: Abraham hat Mich gesehen, wiewohl er beides versichern konnte; er hatte bloß von „seinem Tage" gesprochen, und damit seine Sendung, sein Erdenleben, sein erlösendes Werk bezeichnet, das jenem Patriarchen gezeigt wurde auf der Höhe von Moriah; als eine Thatsache, die den Meistern des alten Gesetzes sehr wohl bekannt war.

Wie soll man nun über dieses ihr Benehmen urtheilen? Haben sie die Aussprüche des Herrn in der That so verkehrt und geistlos aufgefaßt? Ist es wohl denkbar, daß die gelehrten und hochgestellten Männer wirklich so unverständig waren, als sie sich anstellten? Ohne Zweifel läßt sich das bei ihnen eben so wenig voraussetzen, als bei den jetzigen sophistischen Gegnern

des Christenthums, die gegen das Evangelium und die Glaubenslehren mit ähnlichen Künsten zu Felde ziehen. Und darum mag es uns gestattet seyn, diesen Hergang an einem ziemlich unschuldigen Beispiele zu beleuchten. Ein großer Herr im ehemaligen römisch deutschen Reiche: Julius, Fürstbischof von Würzburg, hatte nach der Sitte des Zeitalters einen Schalk oder Hofnarren im Hause, der sich zuweilen sehr ungeziemlich benahm. Bei einem solchen Anlasse geschah es, daß der Fürst Befehl gab, den allzu Dreisten in den Kerker zu sperren. Der Beschließer, der diesen Auftrag zu vollziehen hatte, führte den Verurtheilten zum Kerker, und riegelte das Pförtlein auf; allein der Schalk weigerte sich, in die düstere Kammer einzutreten, er jammerte über die Härte des Steinpflasters, auf dem er unmöglich ruhen und schlafen könne, und verschwur sich hoch und theuer, nicht früher einen Fuß hinein zu setzen, bis eine Schichte Stroh für sein Lager herbei geschafft würde. Der Schließer ließ sich bewegen, und gieng, um das Stroh herbei zu schaffen; als er es jedoch hinein trug, ersah sich der Narr seine Zeit, schlug hinter dem Rücken des Wächters die Thüre zu, verschloß sie sorgfältig, und brachte dem Fürsten, der eben bei der Tafel saß, die Schlüssel. Wie geht das zu? rief dieser: was giebt es da wieder? Habe ich nicht befohlen, daß der Beschließer dich in Gewahrsam bringe, und nun hast du Ihn eingesperrt? — Ja so, erwiederte der Schalk mit erkünstelter Einfalt: es war also ein Mißverständniß!

Es ist noch nicht lange her, daß die angeblichen Mißverständnisse an der Tagesordnung waren, indem

dieses heuchlerische Wort dazu dienen mußte, die Absichtlichkeit und Böswilligkeit gewisser Unordnungen zu verhüllen, die durch keinen andern Scheingrund sich rechtfertigen ließen. Aber mit ähnlichen Vorwänden wissen auch alle Feinde des Evangeliums sich auszurüsten. Wollten sie den klaren Sinn desselben erfassen und befolgen, so müßten sie den alten Schalk, der in ihrem Herzen lebt, mit seinem Fürwitz und seinen bösen Begierden, unter die Botmäßigkeit des Geistes zwingen, und im strengen Gewahrsam halten, damit der neue Mensch, der nach Gott erschaffen ist in Gerechtigkeit und Sitte, zur vollen Kraft gedeihe; auch müßten sie ihren Mutterwitz, und all die empirische Weisheit, die sie einzig aus sinnlichen Vorstellungen und Begriffen erworben, gefangen nehmen unter dem Gehorsam, den sie der Autorität Christi schuldig sind*). Allein nichts ist gewöhnlicher, als der entgegen gesetzte Vorgang, der keines Kampfes bedarf. Der alte Mensch oder der alte Narr nimmt vielleicht Anfangs, wenn er in seine Grenzen gewiesen wird, die Zuflucht zum Jammern und Wehklagen, findet die Behandlung, die ihm widerfährt, zu strenge, die Entsagung und das Joch, die ihm auferlegt werden, zu grausam; sobald ihm aber die erbetene Schonung gewährt wird, erhebt er sich alsbald mit Macht, um den innern oder geistigen Menschen zu bewältigen, und ihn gefangen zu halten unter dem Gesetze der Sünde**).

*) II. Cor. 10, 5.

**) Röm. 7, 32

Diese Umkehr der Gottgesetzten Ordnung, wodurch der Gebieter und Wächter, nämlich der sittliche Geist mit seinem Wissen und Gewissen eingekerkert, der sinnliche Mensch hingegen nach seiner Weise frei wird, indem er den Geist zur Dienstbarkeit herabwürdigt, gilt bei den Sensualisten nicht bloß als Emancipation des Fleisches, sondern auch als Wiedereinsetzung der Natur und Vernunft in ihre ewigen Rechte. Darum wiederholt sich die alte Lügenkunst der Pharisäer nur immer in neuen Formen. Wie diese vor aller Welt als die auserwählten und geheiligten Diener Jehova's stolzirten, und dabei sich anstellten, als verständen sie die Aussprüche des Herrn gar nicht, oder als enthielten dieselben dem Mosaischen Gesetze gegenüber nur Unsinn oder Lästerung; eben so bemühen sich die modernen Pharisäer, die als die auserwählten Organe der reinen Vernunft, als die Heilslehrer des Humanismus verehrt seyn wollen, die Thatsachen und Lehren des Christenthums mit absichtlichem Mißverstande zu entstellen, um den Widerspruch derselben gegen die gesunde Vernunft so grell als möglich zu erweisen.

Es ist aber dennoch ein bedeutender Unterschied zwischen beiden, und dieser liegt in der Form ihres Gebetes. Die alten Pharisäer dankten Gott, daß sie nicht so sündhaft waren, wie die übrigen Menschen. Die neuen sind des Dankes voll, daß sie nicht so stupid und geistesblöde sind, wie die Andren, sondern zu einer lichten und freien Weltanschauung erhoben. Auch ist der Gott, dem sie danken, nicht der persönliche Weltschöpfer, sondern der in ihnen zum Lichte vorge-

drungene Weltgeist, die allgemeine, jedoch nur ihnen zu eigen gewordene Vernunft. Dem Wesen nach immer dieselben, haben sie, um sich mit dem Glanze der Neuheit zu schmücken, nur unter den Namen die Auswahl, die allzeit das Gegentheil von dem ausdrücken, was die Träger derselben in Wirklichkeit sind. So haben sie vordem, ihrer geistig sittlichen Ohnmacht zum Trotze, sich die starken Geister genannt; jetzt aber führen sie den Prunktitel der freien Denker, obwohl sie das einzige wahre Ziel der sittlichen Freiheit verachten, und mit ihrem Denken über die sinnliche Welt nicht hinaus gehen.

Es kann daher auch nicht befremden, daß ihre Bemerkungen und Einwürfe gegen Evangelium und Kirche im Ganzen die nämlichen, und aus demselben Stoffe gewebt sind, wie die früheren, die seit achtzehn Jahrhunderten im Schwunge gewesen. Was ehedem Arius gegen die Dreipersönlichkeit Gottes und die Menschwerdung des Logos einzuwenden wußte, Pelagius gegen die Erbschuld und die Gnade, Celsus und Julian gegen die Wunder, das wird mit dem Wasserrade des gemeinen Naturverstandes aus dem alten Sumpfe des Unglaubens immer wieder herauf geschöpft; da es ja, auch ohne Ueberlieferung, von Jedem neu erfunden werden kann. Denn jener gemeine Verstand, der einzig um das Anschauliche und Vorstellbare der Sinnenwelt, oder um den Naturbegriff sich dreht, ist dermaßen ein Gemeingut aller Sterblichen, daß die angeblichen geistigen Erkenntnisse, mit welchen die freien Denker sich brüsten, als Einfälle und Denkversuche

auch bei den Eskimo und den Kaffern gefunden werden; wie das z. B. an jenem in der Wüste umherstreifenden Betschuanen sich bestätigt, der einem Missionär die Mittheilung machte: er habe von Jugend auf über die Entstehung der Dinge nachgedacht, und endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß alles, was am Himmel und auf Erden sich zeige, also auch er selber, vom Zufalle herrühre.

Wie es jedoch mit der Denkweise des Unglaubens sich verhält, die weder zum Uebersinnlichen noch zum Unendlichen (Transcendenten) sich erhebt, ebenso gilt es von seinen Beweggründen, die gleichfalls immer dieselben bleiben. Die sittliche Wahrheit, wie Lactantius bemerkt, ist jederzeit verhaßt; denn wer die Sünde liebt, will für seine Widergesetzlichkeit freien Raum gewinnen, und hält sich in der Befriedigung seiner bösen Lüste nur dann für sicher, wenn Niemand vorhanden ist, dem seine Unordnung mißfällt. So war es von jeher bei den Sensualisten, d. h. den Knechten des sinnlichen Genusses üblich, daß sie, um darin nicht gestört zu werden, die übersinnliche und sittliche Wahrheit läugneten. Die Sensualisten der Jetztzeit haben freilich diesen Namen aufgegeben; man soll ihnen nicht nachsagen, daß sie bloß den niedrigen Zweck des Eigenwohls im Auge haben; sie wollen vielmehr als Freunde des reinen Menschenthums, als Begründer und Förderer der allgemeinen, socialen Wohlfahrt Vertrauen gewinnen, um ihre finsteren Pläne zu vollführen. Weil jedoch die Angriffe, die sie gegen das Recht des Eigenthums

gewagt, so viel Entrüstung und Abscheu erregt haben, daß sie auf diesem Wege der Zerstörung nicht fortschreiten können, so haben sie inzwischen einen andern gewählt; sie untergraben den Boden noch tiefer, um alle Wurzelfasern des religiösen Lebens zu lockern; sie suchen durch Mittel jeder Art den Glauben an Gott, an Christus, an ein Jenseits zu tilgen; und die Männer, die dem Oelgötzen des Liberalismus huldigen, sind blind genug, mit ihren schlimmsten Feinden darin gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Liberalen fördern und preisen den Unglauben, weil sie eigentlich nur Sensualisten sind; die sogenannten freien Denker hingegen benützen ihn als den sichersten Weg zur Anarchie. Darum setzen sie auch alle Kräfte daran, die eigentliche Grundlehre des Glaubens, das Fundament der gesammten Heilslehre aus dem Herzen der Völker zu reißen, und dafür die Lüge aller Lügen als das rechte Fundament einzuschwärzen.

Um jedoch zur Kenntniß dieser Grundlüge zu gelangen, wollen wir einmal, ohne strenge Kritik, an eine Legende uns halten, die der Abt Eusebius erzählt, ein Vorsteher der im Alterthum weitberühmten Anachoreten von Raythu, bei welchen das bekannte Wort: „bete und arbeite“, Wahlspruch und Regel war. An der Thüre einer Zelle oder Hütte, die ein hochbejahrter Einsiedler bewohnte, trat ein Jemand in der Gestalt eines Mönches und klopfte. Der Greis öffnete, und sprach, der Sitte des Ordens gemäß: bete. Der Fremde gehorchte der Weisung, und sprach: „Wie es war vom Anbeginn und jetzt und zu allen künftigen Zeiten.“

Der Greis schüttelte bedenklich das Haupt, und befahl noch einmal: bete. Der Fremde wiederholte dieselbe Formel. Da erwiederte jener: So mußt du beten: „Die Ehre sey dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie er war von Anbeginn und jetzt und immer und in ewige Zeiten.“ Und hast du dieß gebührend ausgesprochen, dann magst du zu mir herein gehen. Dazu konnte sich aber der Mönch nicht entschließen, sondern begab sich augenblicklich hinweg, d. h. er verschwand; und der Greis wußte jetzt, wer der unheimliche Besucher gewesen.

So weit die Legende aus der alten Einsiedlerwelt. Blicken wir ihr auf den Grund, forschen wir nach ihrer inneren Wahrheit, so wird es sich finden, daß sie sich unzähligemal wiederholt in der dichtbewohnten, städtischen Welt; und zwar nicht bloß in Gedichten, Novellen und philosophischen Systemen. Es klopft etwa Jemand an unsre Thüre, oder will als Freund uns nahen, und wir wissen von ihm so viel, daß er sich vorzugsweise einen Geist nennt, und zwar einen schönen, gebildeten, freisinnigen, tiefsinnigen, hochsinnigen Geist, einen Geist, der über die gemeinen Vorurtheile erhaben, einen Freund des Lichtes, einen freien Denker. Nun wenden wir uns offenherzig an ihn, möchten gern erfahren, wie es um seinen Glauben stehe, und reden daher zu ihm wie folgt: Bevor wir dir volles Vertrauen schenken, haben wir das Recht, eine Forderung an dich zu stellen, und diese, bündig gefaßt, bedeutet soviel als: bete. Sage uns in allem Ernst: an wen glaubst du, wer ist dein Gott, und

was ist er nach deiner Ansicht? Und siehe, der moderne Bekenner wird antworten: „Wie es war im Anbeginn und jetzt und immer und in allen künftigen Zeiten.“ — Was soll aber eigentlich gesagt werden damit? — Nun: Mein Gott, unser Gott ist kein bestimmtes, sondern ein in sich unbestimmtes Etwas, das Seyn im Werden, und das Werden im Seyn, das Prinzip der Welt, die Urkraft und der Urstoff, die ewige Vernunft, die sich in die ewige Natur verkörpert, das Allgemeine, das sich besondert, das Ursprüngliche und Absolute; und dasselbige war im Anfang, und ist jetzt, und wird seyn in unaufhörlichen Zeiten, und zwar in steter Entwicklung. Weil aber dieses ursächliche Seyn sehr verschieden aufgefaßt werden kann, so sucht der Meister des Socialismus, Fourier, Gott in der Mathematik; bei den Physikern, die über den Urstoff nicht hinauskommen, liegt das Göttliche im ersten Atom; bei den Geschichtsforschern erscheint es als der Weltgeist; bei dem Humanitarier entfaltet es sich erst in der Menschheit; bei dem überspannten Geschäftsmann geht es in zwei Richtungen auseinander: Verkehr und Industrie. Alles das ist in unabsehlichem Fortschritt begriffen; es war, und es ist, und es wird seyn.

Nun können wir mit dieser Art von Gebet und Bekenntniß so wenig als jener greise Einsiedler uns zufrieden geben. Freund, erwiedern wir: in deinem Bekenntnisse ist weder Licht noch Heil. Wie wirst du das unbestimmte Seyn anrufen? wie soll der Urstoff dich erhören? welch Erbarmen hat mit dir die ewige Natur? Rede entschieden, gieb Gott die Ehre, dem

allmächtigen Schöpfer, dem Wissenden, Heiligen, Dreieinigen; bekenne und läugne nicht, und sage es fröhlich heraus: „Die Ehre sey dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste.“ Und siehe da, der gebildete Geist verschwindet. Er nimmt kurzen Abschied, und wendet uns vornehm den Rücken. Kein hochmüthiger Glaubensverächter bringt es über sich, die Worte dieses Bekenntnisses auszusprechen, welches doch wahrlich des Menschen größte Ehre, sein Ruhm und sein Heil ist!

Was für Bitten und Gebete sind es, welche die Kirche für den Sterblichen darbringt, wenn der Zeitpunkt gekommen, da er das ganze Gewicht seiner Armseligkeit und seines Elends empfindet, wenn sein Auge bricht, und kalter Schweiß sein Angesicht entstellt; wenn die Gestalten der sichtbaren Welt vor ihm verschwinden; wenn er sich ganz einsam und hülflos fühlt, und den Kelch der Todesschmerzen leeren muß samt der Hefe? Die Bitten, die für ihn empor gesendet werden, sind dieses Inhalts: „Erfreue, o Herr, seine Seele vor deinem Angesichte, und gedenke nimmer seiner früheren Vergehungen, noch der Trunkenheit, welche die böse Begierde mit ihrer Gluth in ihm erregt hat. Denn ob er zwar gesündigt, hat er doch den Vater und den Sohn und den heiligen Geist nicht geläugnet, sondern geglaubt, er hat den Eifer für Gott im Herzen getragen, und den Schöpfer aller Dinge gläubig angebetet.“

Wer sieht nicht, auf welch ein Bekenntniß hier die Kirche den höchsten Werth gelegt? Sie folgt darin

nur dem Ausspruche des Herrn, der die Erkenntniß des dreieinigen Gottes als den Anfang und Grund des wahrhaften und ewigen Lebens erklärt *). Was wir aber daraus lernen, ist der unendliche Unterschied zwischen dem Nachbeter der uralten, vielgestaltigen Grundlüge und dem Bekenner der Wahrheit, zwischen dem Pantheisten und dem Christen. Jener ist mit seinen Gedanken und Bestrebungen in einem Labyrinthe befangen, wo weder ein Ausweg, noch ein Ziel sich zeigt; dieser hat einen persönlichen, liebenden, lenkenden Gott, zu welchem der Psalmensänger ruft: „Die Kinder der Menschen weilen voll Hoffnung unter dem Schirm deiner Fittige", indem sie nämlich der liebevollen Allmacht und Allwissenheit vertrauen. Wer diesen Glauben bewahrt, dessen Herz ist ein Altar, auf welchem die Flamme des zu Gott aufstrebenden Verlangens nicht leicht gänzlich erlischt; und selbst wenn er ein verlorner Sohn geworden, weiß er doch von einem Vater, der ihn zur Rückkehr einladet, und der Weg ist ihm nicht verschlossen.

Dieser Weg in das volle Licht der Wahrheit ist die Liebe. Suche ich in allen Dingen nur mich selbst, so kann ich Gott nicht finden. Strebe ich einzig nach dem Vergänglichen und Sichtbaren, so werde ich der unsichtbaren Güter nicht fähig. Verlange und suche ich nur das, was meinen Geist entwürdigt und knechtet, so werde ich das erhabene Ziel meiner Bestimmung

---

*) Joh. 17, 3. Matth. 28, 19.

nicht erreichen. Was ich mit ganzem Willen begehre und suche, das ist und wird meine Gottheit. Darum sagt Paulus mit prophetischem Geiste von den späteren Zeiten: „Viele werden durch die Lüge sich verführen lassen, weil sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben, um ihr Heil zu gewinnen“ *): Hingegen heißt es: Wer Gott liebt, wandelt im Lichte. Wer Mich liebt, versichert der Herr, wird auch von meinem Vater geliebt, und ich werde ihn lieben, und Mich selber ihm offenbaren. Es kommt also darauf an, daß wir uns selbst prüfen und erforschen, ob diese Gesinnung uns beseelt und bewegt; vorher aber fragt es sich noch darum: mit welchen Behelfen wir diese Selbstkenntniß gewinnen?

Ein vornehmer Spanier, der als Gesandter beim Friedenstraktate von Münster mitwirkte, seines Namens Zapata, stand im Rufe eines sehr andächtigen Mannes, indem er Tag für Tag, von seiner Dienerschaft begleitet, den kirchlichen Gottesdienst besuchte. Wer ihn zu solchen Zeiten beobachtete, konnte sich überzeugen, daß sein Blick entweder zum Altar sich wandte, oder auf seinem ansehnlich großen Gebetbuche ruhte, und daß er niemals sich umsah. Bei allem dem zeigte es sich, daß er nach der Rückkehr aus der Kirche von dem Benehmen seiner Diener jedesmal auf das Genaueste unterrichtet war. Seine strenge Rüge traf dann den Einen, weil er ungebürlich umher geblickt; den Andern,

*) II. Theſſ. 2, 8.

weil er seine Knie nicht gebeugt, oder seinem Nachbarn ins Ohr geflüstert; ein Dritter war gezwungen einzugestehen, daß er aus der Kirche sich fortgeschlichen, um irgendwo zur Labung einzukehren, und erst nach der Widerkehr sich den Mund abgewischt habe. Niemand begriff, wie so der strenge Mann zur Kenntniß solcher Dinge gelangte, die stets nur hinter seinem Rücken vorgiengen, und auch von keinem Späher ihm hinterbracht wurden, bis einmal einer von diesen Leuten sein Gebetbuch in die Hände bekam, und in demselben zwei Spiegel entdeckte, mit denen der Einband innen versehen war. Diese Vorrichtung hatte also der gravitätische Mann sich ausgedacht, um seine Dienerschaft zu beobachten. Wenn nun etwas Aehnliches auch von den Frauen zu Antwerpen berichtet wird, bei welchen es ehedem Sitte war, ihre Gebetbücher mit einem Spiegel auszustatten, so war doch ihr Zweck ein andrer: sie bedurften dieses Rathgebers, um in der Kirche von Zeit zu Zeit ihre Toilette zu ordnen.

Wo findet sich aber ein Spiegel, der uns anschaulich macht, nicht wie Andre sich benehmen und was an ihnen zu tadeln, auch nicht, wie unsre Kleidung, Gesichtsfarbe und überhaupt das Aeußerliche sich ausnehme, sondern wie unser innerer Mensch beschaffen sey: ob wir in der Liebe und Gotteshuld Boden gefaßt? Wo ist der Spiegel, den wir mit allem Rechte in unser Erbauungsbuch legen dürfen und sollen, um uns darnach vor Gott zu beurtheilen? Er ist uns in der krystallklaren und glänzenden Schilderung

gegeben, die der Apostel von der Charitas und ihren Kennzeichen entwirft. „Die Liebe ist geduldig und gütig“, sie erwartet mit Gelassenheit, ohne müßig zu seyn, die Fügungen Gottes und die Kundgebung seines Willens; sie verehrt in allen Dingen die Wege der göttlichen Vorsehung, sie giebt sich durch einen friedlichen und heitern Wandel kund, erträgt die Fehler des Nächsten, ist wohlwollend, milde und in guten Werken thätig. „Die Liebe beneidet nicht, handelt nicht unbescheiden, ist nicht aufgeblasen, thut nicht vornehm.“ Sie beneidet nicht Gott um seine Herrlichkeit, noch die Menschen um die ihnen verliehenen Gaben und Verdienste; sie bezieht alles Gute und Verdienstliche auf den göttlichen Geber; sie handelt nicht aus Leidenschaft oder Fürwitz, sondern mit klarer Besonnenheit des Guten, sowohl im Zwecke als in den Mitteln; sie überhebt sich nicht, und ist fern von stolzer und hochfahrender Thorheit; sie blickt nicht verächtlich auf die Uebungen der Frömmigkeit herab, als wäre die Religion lediglich für das gemeine Volk; sie weiß von keinen vornehmen Eckel, wenn es sich darum handelt, dem Nächsten beizustehen. „Die Liebe sucht nicht den eigenen Vortheil“ — sie sagt nicht gleich den Demagogen: alles durch das Volk, nichts für das Volk. „Die Liebe denkt nichts Arges, sie hat keine Freude an Unrecht und Verkehrtheit, an Unsitte und frohem Scherz, an Unordnung und Tumulten, sondern „sie erfreut sich an der Wahrheit“, in allem, was die Verherrlichung Gottes und die Bestimmung des Menschen fördert; sie kennt keine höhere Freude, als die

Erkenntniß heiliger Wahrheit, und die Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit der Idee und dem Gesetze Gottes.

Wenn nun Augustinus die Frage aufstellt: „was ist das selige Leben anders als die Freude an der Wahrheit?“ so ist dieß allerdings eine Frage, die sich selbst bejaht; und zwar nicht bloß deßhalb, weil das selige Leben die Theilnahme am vollen Lichte der Wahrheit ist, sondern auch, weil dieses Leben schon hienieden seinen Anfang nehmen muß. Der Selbstsüchtige und ganz der Welt Ergebene ist sehr gleichgiltig für alles, was auf das Verhältniß des Menschen zu Gott sich bezieht; und wie er an den göttlichen Zeugnissen keine Freude hat, so fühlt er auch keinen Kummer über die vielfache Verhöhnung dessen, was dem Gläubigen das Höchste ist. Er ergötzt sich vielmehr an allen sündhaften Vorgängen, die einigen Reiz der Unterhaltung gewähren; er trägt gern seine Verachtung der Heilswahrheiten zur Schau, von deren Kraft und Tiefe er kaum eine Ahnung hat; oder er benimmt sich, falls er zu den Gutmüthigen und Verträglichen gehört, solchen Fragen gegenüber indifferent und etwas scherzhaft, etwa nach dem Exempel des muntern Kriegers und Lebemannes Jacques Montresor. Als dieser einst schwer verwundet in der Hütte eines Dorfes lag, wohin man ihn vom Schlachtfelde getragen, eilte der Seelsorger des Ortes zu ihm, und bat ihn dringend, seines Heiles bedacht zu seyn, und sich mit Gott zu versöhnen. Montresor erwiederte:

Was mein Heil anbelangt, so seyd darüber ruhig, und macht Euch keine Sorge. Denn ein Traum, der heute Nacht mir vorschwebte, hat mich in dieser Angelegenheit ganz beruhigt. Mir war, als stünde ich an der Pforte des Paradieses, zu welcher eine Menge von Leuten sich herein drängten. Der Thorwart hinter der Schwelle befragte die Zudringlichen um ihre Religion, die dort oben als die Hauptsache gilt. Einige meldeten sich als Katholiken, und er sprach zu ihnen: wohlan, tretet herein, und wählet euch euern Platz unter den Katholiken. Andre gaben sich an als Griechen, als Reformirte, als Quäcker, als Diener des Islams, und es hieß: nehmt Platz unter euren Glaubensgenossen. Zuletzt kam die Reihe an mich: Heda, guter Freund, warum stehst du so allein? was ist dein Bekenntniß? Ach, erwiederte ich kleinlaut: der arme Jacques Montresor hat gar keine Religion! Da sprach der Aufseher: das ist schade, und ich weiß wirklich nicht, wohin ich dich weisen soll; inzwischen trete nur immer herein, und sehe dich selber um, wo du einen anständigen Platz dir aussuchen mögest!

Hätte der leichtfertige Mann ein Jahrhundert später geträumt, so wäre er nicht allein gestanden; er hätte von einer sehr zahlreichen Gesellschaft Gleichgesinnter erzählen müssen, die er vor jener Pforte getroffen; wiewohl auf Kosten seiner Eitelkeit, denn eben nur der Umstand, daß sein Leichtsinn noch etwas Seltenes und Vereinzeltes war, gab der elenden Posse in seinen Augen einen Werth. Mit dieser Absonderlichkeit

ist es aber jetzt, wo die Indifferentisten zahllos geworden, längst zu Ende; so daß der vermeintlich Gebildete mit einem solchem Unglauben nur dem Janhagel sich anschließt. Wer sich rühmt, keine Religion zu haben, der prahlt eigentlich damit, daß er sein Bewußtseyn und Gewissen für nichts achtet, daß er die Wahrheit nicht sucht, weil er sie nicht liebt, und daß er dadurch sich selber entwürdigt.

„Die Wahrheit allein macht frei, sie allein rettet und läutert." So lautet ein Ausspruch des heiligen Bernardus. Und sofern es erlaubt ist, neben dem herrlichen Lehrer der Kirche auch einen glänzenden Lehrer der Welt anzuführen, mögen wir des Wortes gedenken: „Alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich." *) So berühmt dieser Ausspruch, würde es doch schwer seyn, die Weisheit heraus zu finden, die er enthalten soll. Denn was unsren Geist befreit, befreit uns selbst, da dieser Geist eben der Träger unsrer Persönlichkeit ist; was uns aber keine Herrschaft über uns selbst giebt, von dem läßt sich nicht aussagen, daß es uns befreit. Frei machen kann unsern Geist nur die Gnade und Wahrheit Christi, in welchem alle Reichthümer der Wissenschaft und Weisheit Gottes verborgen sind; der seiner Herrlichkeit sich selbst entäußert hat, um durch seinen Opfertod Irdisches und Himmlisches zu versöhnen; der den

*) Göthe.

Tod zerstört, und dafür das Leben und die Unverweslichkeit ans Licht gebracht *), der uns voran gegangen, um uns im Vaterhause die Wohnung zu bereiten. Er allein ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. —

---

*) II. Timoth. 1, 10.

VI.

(Am Palmsonntage.)

Kirchliche Liebe.

„Christus hat die Kirche geliebt, und sich selber für sie dargegeben, damit sie heilig und makellos sey.

(Ephes. 5, 25—27.)

„Des Königs Fahne zieht voran, hell strahlt des Kreuzes Mysterium, an dem das Leben den Tod erlitt, der Tod das Leben ans Licht gebracht.“ Mit diesen Worten beginnt der kirchliche Hymnus zur Feier des Tages, an welchem Christus als König und Sieger einzog in Jerusalem, ein König in Sanftmuth und Demuth, ein Sieger über Sünde und Tod. Mehr als zwei Millionen Menschen, aus der Nähe und Ferne, waren damals in der Sionstadt versammelt; ihr Freudenruf widerhallte rings von den Bergen; und wenn sie mit dem Gruße ihm entgegen zogen: „Gesegnet sey der König, der da kommt im Namen Jehova's, Hosannah. Sohn Davids“, so war dieser Jubel zwar nur der Ausbruch einer vorüber gehenden Begeisterung,

da sie bald nachher ihn aufgaben und verließen; allein ihr Zuruf fand dennoch jedenfalls die Erhörung und Erfüllung. Denn der Ausdruck „Hosannah" bedeutet soviel als: errette uns, erlöse uns, hilf uns durch himmlische Macht; und alles dieß ward thatsächlich bewirkt durch seine Hingabe in den Tod. „Um der Freude willen, die ihm vor Augen gestellt wurde (im Hinblick auf seine eigene Verherrlichung und das Heil der Menschen) hat er das Kreuz erduldet, die Schmach für nichts geachtet, und waltet nun zur Rechten Gottes *); und als er in seine eigene Glorie eingieng, hat er zugleich mit sich, im Ganzen, die Menschenwelt empor gehoben, zu Gott geführt und geheiligt.

Diese Thatsache ist es, die der Apostel auch in den Worten schildert: „Christus hat die Kirche geliebt, und sich selber für sie dargegeben, um sie zu heiligen und zu reinigen in der Wassertaufe durch das Wort des Lebens, und sie (am Schlusse der Zeiten) in glorreicher Vollendung heilig und mackellos darzustellen." Der ganze Zweck seiner Menschwerdung und seines Erdenwandels, seines Lehrens und Wirkens, seines Leidens und Todes, seiner Auferstehung und Verklärung ist demnach die Läuterung, Heiligung und Vollendung der Kirche durch die Sendung des heiligen Geistes. Das höchste und umfassendste Werk der göttlichen Liebe, die ganze Fülle ihrer Offenbarung ist folglich die Kirche, als die Anstalt des Heiles und der Erneuerung für alle Menschen. Wird dieß vorausgesetzt,

*) Hebr. 12.

wie es denn auch keinem vernünftigen Zweifel unterliegen kann, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß die Tugend der Charitas als kirchliche Gesinnung sich gestalten, als Liebe zur Kirche und im Geiste der Kirche ihr Leben äußern müsse.

Es tritt daher vor allem die Frage uns entgegen: was ist die Kirche? Die bildlichen Namen, die nach mancherlei Beziehungen ihr beigelegt werden, sind zahlreich genug, und wir würden uns durch ihre Aufzählung die Aufgabe nur erschweren, die ohnehin nicht zu den leichtesten gehört. Ein Name jedoch, der unter den Gläubigen, obwohl zuweilen ohne klares Verständniß, am meisten gebräuchlich ist, verdient hier vor allen anderen hervor gehoben zu werden, weil er so innig als lebensvoll, und weil er dem Wesen und Wirken der Charitas am meisten entspricht. Wir nennen nämlich die Kirche unsere Mutter. Ist dieser Ausdruck bloß bildlich, allegorisch oder von wesentlicher und lebendiger Bedeutung? Was denken wir uns dabei, und wozu werden wir durch diese Erkenntniß verpflichtet? Wir wollen sonach für's erste aus ihrem Wesen und Wirken selbst die Einsicht gewinnen, warum wir sie als unsre wahrhafte Mutter betrachten müssen, und sodann für's zweite beherzigen, wie sehr wir verpflichtet sind, diese Mutter mit kindlicher Liebe und Treue zu ehren.

Bekannt ist die, aus der heiligen Urkunde oder uralter Ueberlieferung stammende, jedoch sehr entstellte Sage der Griechen vom Prometheus, daß derselbe, als ein kunstreicher Bildner, die Menschengestalt aus Lehm geformt, und sodann mit dem göttlichen Feuer oder Funken belebt habe, den er vom Olymp herab geholt oder entwendet. Diesem Halbgotte und seinem Werke zu Ehren wurde alljährlich von den Atheniensern ein Fest gefeiert, wobei ein Fackelzug die Hauptrolle spielte. Ein im Wettlauf geübter Jüngling nahm vom Altare des Prometheus eine brennende Fackel, trug sie im raschen Laufe bis zu einer Station, wo ihm ein Zweiter sie aus den Händen nahm, dieser übergab sie einem Dritten, und so fort, bis der letzte Läufer sie an das vorbestimmte Ziel brachte. Was diese symbolische Feier andeuten sollte, war, wie es von Plato erklärt wird, der rasche Wechsel und die ununterbrochene Aufeinanderfolge der Geschlechter. Wie eine Fackel an der andern, so wird Leben vom Leben angezündet, so daß eine jede Generation, ehe sie veraltet und scheidet, der nächst folgenden die Fackel des Lebens übergiebt.

So ausdrucksvoll aber dieses Bild ist, um zu zeigen, wie Leben aus Leben sich entwickelt, bleibt es dennoch mangelhaft, so lange es nicht auf den persönlichen Geist des Menschen Rücksicht nimmt, dessen Ursprung ein ganz andrer, als der lebendige Leib, oder das organische Gebilde; und wenn es nicht auf beide Lebensgebiete bezogen und erweitert wird, denen jeder Mensch auch ohne Wissen oder Willen, mit physischer Nothwendigkeit angehört. Das eine dieser beiden Ge-

biete ist das irdische Menschenleben, wie dasselbe seinem körperlichen Daseyn nach aus einem irdischen Vater und einer irdischen Mutter sich entwickelt hat, aber auch dem Geiste nach in der bürgerlichen oder geselligen Ordnung gesetzlicher Freiheit, in Recht und Sitte sich ausbilden soll. Allein dieser Kreis des Menschenlebens ist in der irdischen Erscheinung abgeschlossen. Die Fackel des Lebens erlischt für die Einzelnen wie für ganze Geschlechter; sie ziehen vorüber und kommen nimmer zum Vorschein; sie sinken in die Nacht des Todes, in den Staub der Verwesung. Wo bleibt da des Menschen Hoffnung und Heil, wo die Befreiung seines Geistes? Wie steht es um seine geistige Fortdauer im seligen Frieden und Lichte Gottes? Wie um die Bürgschaft seiner dereinstigen Wiederkehr und Wiederherstellung in die Fülle des geistig-leiblichen Lebens?

Die Antwort auf diese Fragen finden wir in der Unterscheidung des Apostels: „Der erste Mensch, von der Erde, ist irdisch; der Zweite, vom Himmel, ist himmlisch." Dieser himmlische Mensch, der von oben gekommen, den der Vater gesendet, um einen neuen, geistigen Anfang in die Menschenwelt zu pflanzen, und der von sich selber bezeugt hat: „ich bin gekommen, um das Feuer (der Gottesliebe) auf Erden anzuzünden", dieser hat, gleichsam der neue Prometheus, das Leben der neuen Schöpfung und geistigen Wiedergeburt gebracht. Und auch diese Fackel, diese Lebensflamme, angezündet am Altare seiner aufopfernden Liebe, muß, ohne jemals zu verlöschen, von einem Geschlechte zum andern getragen, und allen Menschen,

die in die Welt kommen, zugeeignet oder doch dargeboten werden, wie es der prophetische Psalmenvers ausdrückt: „Ein Tag liefert dem andern das Wort, eine Nacht verkündet es der andern.“ Und da es sich um Mittheilung von Kraft und Leben handelt, so ist es klar, daß nicht allein sein Lehrwort fortdauern, sondern auch sein erlösend Verdienst, sein Opfergehorsam als Lebensquell durch alle Zeiten pulsiren müsse.

Nun ist aber Christus als unser Mittler zu Gott, über die gesammte Schöpfungswelt, über alle Himmel erhöht; die unverklärte Erde konnte nicht die Heimath seiner ewigen Glorie seyn. Wie sollte nun diese Fortpflanzung seines Lichtes und Lebens unter den Irdischen bewerkstelligt werden? Da der Herr als Menschensohn sein erlösendes Opfer gebracht, und da er nicht minder als Menschensohn Macht besitzt, die Sünde zu vergeben, so konnte er auch wieder Menschen zu Stellvertretern erwählen. Stellvertreter Gottes, im vollen Sinne des Wortes, können Menschen nicht seyn, weil der Unendliche keiner Vertretung bedarf, und weil die Geschöpfe mit ihm keine Wesensgleichheit besitzen. Wohl aber können sie Stellvertreter Christi seyn, in sofern sie für ihn als den Sohn des Menschen einstehen, und von ihm dazu bevollmächtigt werden. Darum hat der Herr die Jünger und Apostel, die er auserwählt, nicht bloß zu Augenzeugen seines Lebens, zu Verkündern seines Lehrwortes bestimmt, sondern sein erlösendes Verdienst, seine verzeihende Liebe, die Macht der Sündenvergebung, sein sühnendes Opfer, und somit auch, da er Priester und Opfer

in Einer Person ist, sich selber ihnen anvertraut und in die Hände gelegt, um in jeglicher Beziehung sein Wort zu erfüllen: siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt, d. h. bis zum Schlusse der irdischen Menschengeschichte.

Diese von ihm selbst geordnete Stellvertretung des Menschensohns und seiner Wirksamkeit ist das Priesterthum, welches in seiner Gliederung die lehrende Kirche genannt wird. — Aber wie dann? stellt etwa das Priesterthum allein schon die Kirche dar? ist in demselben das ganze Wesen und Leben der Kirche beschlossen? Das hat noch Niemand behauptet. Das Priesterthum ist allerdings ein sehr wesentlicher Bestandtheil im Organismus der Kirche, nicht aber die Kirche selbst. Allein diese Frage war überhaupt zu voreilig. Denn sofern wir einzig nur Christum ins Auge fassen, und bloß seines Opfertodes gedenken, haben wir das Wesen der Kirche, die Art ihrer Gründung, den ganzen Inhalt ihres Heils noch lange nicht gefunden. Wer ausschließlich nur vom Tode des Herrn redet, und in der Sühnung und Aufhebung der Schuld (im negativen Momente) die Erlösung vollendet sieht, der hat eben nur den todten, nicht aber den lebendigen Christus. Ein Opfer ist aber erst dann vollendet, wenn es zu Gott erhoben, von Gott an- und aufgenommen wird. Darum wurde im alten Bunde jenes vorbildliche Opfer, welches die gänzliche Hingabe an Gott zu bezeichnen bestimmt war, als Brandopfer dem Feuer übergeben, um gleichsam mittelst der Flamme zu Gott empor zu steigen. Die Aufsteigung und Ver-

klärung des Opfers, das Christus dargebracht, ist nichts anderes, als die leibliche Verklärung Christi selbst und seine Aufnahme zum Vater, von welcher Vollendung seines Opfers auch die Vollendung seines Erlösungswerkes bedingt war.

Darum hat der Herr vor seinem Hingange den Jüngern noch etwas anderes verheißen. Wenn ich hingehe, werde ich den Paraklet euch senden, der meine Stelle vertreten, den heiligen Geist, der alle Wahrheit euch lehren, der mit euch und bei euch bleiben wird immerdar. Denn wie Christus für uns gestorben, so ist er ebenfalls für uns auferstanden. Sein sühnender Tod wirkt die Aufhebung der Schuld; die Gerechtmachung, geistige Erneuerung und sittliche Umwandlung oder Heiligung', als Werk des göttlichen Geistes, war von seiner Auferstehung abhängig. Erst mußte er selber, als Opfer und Opferer, in das Leben des Vaters erhoben seyn, ehe die Kirche in die volle Gemeinschaft des göttlichen Lebens eintreten konnte. Diese Gemeinschaft ist vor allem durch das Mysterium der Taufe vermittelt, als der Wiedergeburt in das Leben der Gnade, durch die erst das Anrecht zur Theilnahme an Christo selbst erworben wird; sodann durch die übrigen Heilsmittel, und die verschiedenen Gaben des göttlichen Geistes, die den Gläubigen je nach ihrem Beruf und Bedarf verliehen werden; weßhalb] auch die Apostel die Gnade Gottes als eine vielgestaltige bezeichnen.

Da demnach die himmlischen Gesinnungen und Bestrebungen des Glaubens, der Hoffnung und der

Liebe, vom Geiste Gottes geweckt, im Herzen aller Christen heimisch werden sollen, so kommt auch, wie Petrus ausdrücklich lehrt, der priesterliche Charakter allen Gläubigen ohne Ausnahme zu, weil sie sämmtlich an dem Einen Opfer Theil nehmen, und zugleich mit der Hingabe des eigenen Herzens, dem ewigen Vater es darbringen; weil sie ferner alle durch den Einen Geist berufen und Gott geheiligt werden. Darum sind die Laien, wenn sie ihrem erhabenen Berufe getreu, das eigentliche Heer der streitenden, d. h. unter ihrem Haupte und Führer gegen die Mächte der Lüge und der Sünde kämpfenden Kirche. Wie herrlich aber die Gaben der Gnade sind, die ihnen verliehen werden, dieß kann Jeder beurtheilen, der an die zahllosen Glaubenshelden der ersten Jahrhunderte denkt, an die vielen heiligen Familien, die im Mittelalter in Brittannien, Frankreich, Deutschland blühten, oder an die trefflichen Gemeinden, die in den Urwäldern Amerika's, in Japan und China den Glanz der Kirche bildeten. Die unberechenbare Fülle des Segens, die zu allen Zeiten von christlichen Familienvätern und Müttern, von gottesfürchtigen Gesetzgebern und Fürsten ausgegangen, die Weisheit einer Katharina, Theresia, Johanna von Chantal, die unermüdlichen Aufopferungen eines Gallicanus und Johann von Gott, die Kunstwerke begeisterter Dichter, Maler und Baumeister, sind eben so viele Zeugnisse von dem priesterlichen Beruf und Character, der allen Christen eigen ist.

Allein durch dieses allgemeine oder sittliche Priesterthum wird das besondre und sacramentale nicht

aufgehoben oder überflüssig gemacht, von welchem jenes vielmehr bedingt und getragen wird. Sind denn, wie Paulus bemerkt, alle Menschen zu Aposteln bestellt? sind sie Alle Propheten, Lehrer, Ausleger der Schrift? Darum, sagt er ferner, halte uns Jedermann für das, was wir sind: „Amtswalter Christi, Ausspender der Mysterien Gottes, mit dem Amte der Stellvertretung Christi betraut." Gerade in dieser Unterscheidung zwischen dem Laien- und Priesterstande beruht die wesentliche Gestaltung, die organische Gliederung der lebendigen Kirche in ihrer Mannigfaltigkeit und Einheit; und es handelt sich dabei nur um die Erkenntniß des obersten Prinzips und Gesetzes, von welchem jene Gliederung ihren Ausgang nimmt.

Wir wollen dieses Prinzip an dem Ausspruche eines Mannes kennen lernen, der in der Weltgeschichte einen großen Namen trägt, und von dem man zu rühmen pflegte, daß in seinem, über Amerika und einen Theil Ostindiens ausgedehnten Reiche die Sonne nicht untergieng. Dieser Herrscher, Kaiser Karl der fünfte, versuchte einmal, nachdem er lange Zeit an einer lähmenden Gicht gelitten, mühsam genug in seinem Zimmer umher zu wanken, wobei er mit der Hand an den Wänden sich anhalten mußte. Dem eben dienstthuenden Kammerjunker (Maximilian Grafen von Buren) kam das so seltsam vor, daß er nur mit äußerster Anstrengung das Lachen unterdrückte. Allein dem Adlerauge des Kaisers war diese Bewegung nicht verborgen geblieben; scharf und streng fragte er: warum lachst du? und da kein Leugnen half, mußte sich

der Junker zum Geständniß entschließen. Er warf sich auf die Knie, und sprach nicht ohne Zagen: Allerdurchlauchtigster Herr, als ich Euch so mühevoll umhergehen sah, ist mir der sehr alberne Gedanke in den Sinn gekommen, wie doch unser heiliges, römisches Reich auf gar so schwachen Füßen stehe! Der Kaiser erwiederte: Für dießmal sey dir verziehen; jedoch magst du für die Zukunft dir es merken: nicht die Füße führen die Herrschaft, sondern das Haupt! —

Wohl ein weises und gediegenes Wort, an dessen anderweitiger Anwendung wir vorübergehen, da sie nicht zu unsrer Aufgabe gehört. Für uns genügt es, daß wir durch dasselbe an die Verfassung und innere Ordnung der Kirche erinnert werden, wie sie gleich vom Anbeginn gesetzt erschien, und als ein organischer Bau, der alle Generationen umfassen soll, unwandelbar fortbesteht. Im Gottesreiche führt die Herrschaft Christus, dem Gott alles unterworfen, und ihn zum Haupte gesetzt hat über die gesammte Kirche, welche sein Leib ist und seine Fülle *). Und es versteht sich von selbst, daß dieses von Christo nicht ausgesagt wird, in sofern er der göttliche Logos ist, und folglich die Allmacht von Ewigkeit her besitzt; sondern daß Christus als der Menschensohn redet, da er von sich bezeugt: „mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Diese wunderbare Thatsache beachtend, lehrt daher auch Gregorius der Große ausdrücklich:

*) Ephes. 1, 23.

„Die ganze kirchliche Macht ist gegründet und errichtet auf der Menschheit des Erlösers."

Die Organisation der Kirche verzweigt sich also von oben herab, vom Haupte zu den Gliedern. Und gleichwie es im Gebiete der gesetzlichen Freiheit, oder im Staate, eine gesetzgebende, verwaltende und vollziehende Macht geben muß, die durch ihre Organe ausgeübt wird, so muß auch die Kirche ihre Organe besitzen, durch welche sie ihr Lehrwort verkündet, ihre Mysterien spendet, ihre Gesetze vorschreibt und überwacht; und diese sind die Bischöfe mit den Priestern (das Apostolat) und das sichtbare Oberhaupt der ganzen Kirche (das Primat) als ihre einheitliche Mitte.

Soviel also haben wir bis jetzt einsehen gelernt: daß die Kirche ein lebendiges und organisches Ganze darstelle; daß ihr unsichtbares Haupt der verklärte Christus sey, ihre Lebenskraft der heilige Geist, ihre Glieder die Gläubigen, ihre Amtsverwalter die Bischöfe, ihr sichtbares Haupt auf Erden der Nachfolger des Apostelfürsten. Allein aus allem dem ist noch nicht abzusehen, warum die Kirche eine Mutter der Menschen genannt werde; und eben so wenig ist ihre, diesem Namen entsprechende, Welt umfassende Bedeutung daraus zur Genüge ersichtlich. Nun haben wir aber den Ausspruch des Apostels vernommen: „Christus hat die Kirche geliebt, und sich selber für sie dargegeben, um sie zu heiligen und zu läutern durch das Bad der Wiedergeburt im Worte des Lebens." Wird nicht offenbar darin vorausgesetzt, daß Christus diese Kirche, die er geliebt und durch sein Opfer geheiligt,

bei seiner Ankunft auf Erden schon vorgefunden habe, und daß sie demnach schon früher vorhanden gewesen, wenn auch nur in einer niedrigern und unvollkommenen Gestaltung?

So ist demnach die Frage: was die Kirche wesentlich sey, nicht vollständig beantwortet, wenn man sagt: sie bestehe in der Versammlung der Gläubigen, und wenn man diese Versammlung und Heilsgemeinschaft nach ihrer innern Gliederung schildert; weil dabei die vorchristliche Zeit zu wenig oder gar nicht beachtet wird. Wo bleiben dann alle die gottesfürchtigen Menschen der früheren Jahrtausende, die, vom göttlichen Logos getragen und aufrecht gehalten, dem sittlichen Gesetze folgten, den Willen des Vaters erfüllten, und die schon im Zeitalter vor und nach der großen Fluth eine Kirche bildeten, oder vielmehr Glieder der Kirche waren? Wohin gehören unsre Ureltern selbst, dann Abel, Seth, Enos, Henoch, Noah, und die folgenden Patriarchen, denen auch Melchisedek und Hiob sich anschließen, die insgesammt die Verheißung des Segens bewahrten, und die wir als Heilige verehren? Wohin, vom Zeitalter Mosis an, die erhabenen Gottesdiener im alten Bunde, die ebenfalls im Wesentlichen denselben Glauben, dieselbe Religion hatten, wie die Christen, mit dem Unterschiede bloß, daß die Thatsache der Erlösung für sie noch in der Zukunft lag? Und Christus selbst, als Sohn Davids, ist er nicht, obwohl in übernatürlicher Weise und durch eine Neuschöpfung, aus dem Boden der Menschheit entsprossen, um in Allem seinen Brüdern ähnlich zu seyn, mit Ausnahme

der Sünde? Und mußte nicht nothwendig jenes Volk, jene Stammfamilie, aus welcher die von Anfang verheißene jungfräuliche Mutter des Schlangentreters her-vor gieng, als Träger des Segens auch zum Träger der Offenbarung bestimmt seyn?

Wollen wir demnach das Wesen und Walten der Kirche vollständiger anschauen, so muß unser Ausblick sich erweitern, und vor allem zur göttlichen Liebe sich empor wenden, die gleich vom Anfange der Zeiten das ganze Menschengeschlecht umfaßt. Sie hat das erste Menschenpaar, und mit diesem das ganze Geschlecht vor dem Untergange bewahrt durch die rettende Dazwischenkunft des schöpferischen Wortes, die im Gesetze des Gewissens und in der Verheißung der Gnade sich offenbarte; sie hat mit Noah den großen, alle künftigen Völker umschließenden Friedensbund errichtet, welchem auch, als Priester des Allerhöchsten und mit dem vorbildlichen Opfer des neuen Bundes, Melchi-Sedek, der König des frühern Jerusalems angehörte. Dieselbe erbarmende Vorsehung hat in der Folge, den Irrwegen des Heidenthums gegenüber, mit den Abrahamiden einen engern Bund geschlossen, das Gesetz des Gewissens auf Tafeln von Stein ihnen vorgeschrieben, die Kenntniß des überweltlichen Gottes und Gebieters, den vorbildlichen Opfercult, und die Prophezie vom kommenden Welterlöser ihnen anvertraut, und in solcher Weise die Kirche des alten Bundes fünfzehn Jahrhunderte lang aufrecht erhalten, um die Ankunft des Erlösers selbst und die Durchführung seines Werkes

einzuleiten, und den engern Bund wieder über alle Völker zu erweitern.

So wurde also, um mit Bossuet zu reden, der Heiland in der ganzen Vorzeit erwartet, und nachdem er gekommen, von der ganzen Nachzeit anerkannt; so daß die Kirche in lebendiger Folgenreihe alle Jahrhunderte vor und nach Christus erfüllt. Wenn nun zwar ein katholischer Denker unsrer Zeit *) sehr schön bemerkt: die Kirche in ihrer Gesammtheit sey die Gesellschaft Gottes mit allen ihm gehorchenden Vernunftwesen (Engeln und Menschen), so ist es für unsern Zweck doch einfacher und dogmatisch richtiger, uns hier auf die Menschen allein zu beschränken. Und so können wir nicht fehlen, wenn wir sagen: Die Kirche ist das Walten der rettenden, belebenden Gnade Gottes des heiligen Geistes in der Menschheit, und das Leben der Menschheit in der Gnade Gottes durch die beständige Vermittlung des Erlösers, wie es mit dem Anfang des Menschengeschlechtes (in seiner Entwicklung aus den Ureltern) begann, aber erst durch den thatsächlichen, erlösenden Gehorsam Christi vollendet ward. Da die ganze Fürsorge der göttlichen Liebe für die Menschen auf ihre geistig-leibliche Wiederherstellung und Beseligung abzielt, so ist in der Idee Gottes diese neue Schöpfung oder Restauration der Menschheit, und folglich die Kirche der Zweck, um dessen willen der neue und himmlische Mensch als Mittler gesendet wurde. In diesem Sinne dürfen wir sogar sagen, daß

*) Alexis Combeguille.

der göttliche Mittler, insofern er der Menschensohn ist, selber der alten Kirche entsprossen sey; und wir können uns dabei auf die Lehre des Apostels berufen: „Derjenige, welcher (durch sein Opfer) die Uebrigen heiligt, und die Uebrigen, die durch Ihn geheiligt werden, sind aus Einem Stamme; weßhalb er es nicht unter seiner Würde findet, die übrigen Menschen seine Brüder zu nennen, indem er den ewigen Vater anredet: ich werde deinen Namen meinen Brüdern verkünden, inmitten der Kirche werde ich dich preisen *).

Der Lebensboden der Menschheit, aus welchem alle die Einzelnen hervorgehen, die zur Welt geboren werden, ist an sich schon geheimnißvoll und wunderbar, weil der selbstbewußte und freie Menschengeist durch die geschlechtliche Naturkraft nicht erzeugt werden kann, sondern einzig nur als Werk und Setzung der schaffenden Gottesmacht denkbar ist. Es ist also in der Menschheit eine fortgesetzte schöpferische Thätigkeit wirksam, die jedoch mit dem Mysterium der Erlösung oder neuen Schöpfung aufs engste verflochten, weil die Menschenwelt, seit ihrem Verfalle, einzig nur durch das Verdienst des Erlösers, das der Gesammtheit angehört, und folglich durch die Gnade fortbesteht. Diese Gnade Gottes, durch die Gerechtigkeit des neuen Menschen vermittelt, ist also die Lebenskraft der Kirche; die von der Gnade belebte und geordnete Menschheit ist die Kirche selbst, deren Mittler und Haupt in der Fülle der Zeiten erschien, um sie zu vollenden.

---

*) Hebr. 2, 12.

Die Kirche ist sonach der lebendige Organismus des erneuerten Menschengeschlechtes, oder die Menschheit selbst, in so weit diese vom Lichte und Heile der Erlösung durchdrungen und erneuert wird, oder von demselben sich durchdringen läßt. Sie ist es, die im Zeitalter der Patriarchen und des alten Bundes Alle, die ihr angehörten, im Segen der Verheißung, in Hoffnung und Gehorsam erzogen hat; sie ist es gleichfalls, die im neuen Bunde den Kindern Adams den Segen der Erlösung mittheilt, und sie durch das Mysterium der Wiedergeburt in die volle Huld Gottes erhebt und aufnimmt. Und dieß ist die Ursache, um deren willen ihr, im eigentlichsten Sinne des Wortes der Muttername gebührt, mit welchem schon die alten Seher sie gegrüßt haben. So ruft Isaias, ihre künftige Vollendung schauend, der Kirche des alten Bundes zu: Lobe Gott, und juble, du Unfruchtbare, die du bisher nicht geboren — aus der Heidenwelt keine Kinder erworben hast; — denn die Verlassene (im Exil von Babylon Verödete) hat weit mehr Kinder als vordem, da sie (unter den Königen Jerusalems) selbstständig und herrlich war. Erweitere deine Wohnung, spare den Raum nicht, weil deine Familie groß wird; nach allen Seiten hin wirst du neue Zelte ausspannen, um sie zu beherbergen; dein Erlöser wird der Gott der ganzen Erde genannt werden. Die Völker werden wandeln in deinem Lichte, und die Könige in dem Glanze, der dir aufgegangen. Erhebe dein Auge ringsum, und siehe: von ferne kommen deine Söhne und Töchter; man wird sie nennen die heilige

Gemeinde, die Erlöseten des Herrn. Verwundern wird sich dein Herz, wenn die Menge der Völker zu dir kommt. Als ob ein ganzes Volk auf einmal geboren würde, so hat Sion ihre Kinder geboren *).

Wenden wir von diesen prophetischen Schilderungen einen flüchtigen Blick auf den Einzug Christi in die Sionsstadt, so erkennen wir die Bedeutung des Symbols, daß er auf einem ungezähmten Füllen saß auf dem bisher noch Niemand geritten. Denn an diesem Vorgang ward die Sittigung jener zügellosen und gewaltigen Völkerstämme vorgebildet, welche, wie die Kelten, Gaulen, Slaven, Germanen, dem Joche des Evangeliums sich unterwarfen; daher auch das Kreuz von Chrysostomus die Humanität der Barbaren genannt wird. Denn erst nach der Vollendung des ewigen Sühnopfers konnte die enge, an ein einziges Volk gebundene Kirche des Alten in die große des neuen Bundes sich erweitern, um den Völkern anstatt der knechtischen Furcht die geistige Freiheit und Liebe der Kinder Gottes mitzutheilen. Und deßhalb bezeichnet der Apostel die vollendete Kirche als die von oben stammende und freie, welche die wahrhafte Mutter der Gläubigen ist **).

An Paulus reihet sich Cyprianus, indem er die Kirche eine Mutter nennt, die von Geschlecht zu Geschlecht in steter Fruchtbarkeit neue Kinder gebiert, und für Gott bewahrt. Uebereinstimmend mit ihm ermahnt

---

*) Isai. 54. 60. 62. 66 u. a.

*) Galat. 4, 27.

Augustinus: lasset uns Gott lieben als unsern Vater, und die Kirche als unsre Mutter. Auch von Ambrosius wird die Kirche die Mutter der Völker genannt. Und allerdings, da sie es ist, welche durch die Taufe oder das Mysterium der Wiedergeburt uns in das Leben der Gnade erhebt, welche uns erzieht und belehrt, die die Verzeihung der Sünde, die Gaben des göttlichen Geistes vermittelt, das Opfer des Herrn nachbildlich und wesenhaft fortsetzt, mit der Speise des unsterblichen Lebens uns ernährt; da sie die Gefallenen aufrichtet, die Verirrten zurechtführt, die Verwundeten heilt, die Ehe heiligt, die Neugebornen aufnimmt, das Erdenleben erleuchtet und weihet, den Sterbenden Labung und Frieden giebt, und selbst den Abgeschiedenen noch mit ihrem Gebete beisteht, und da sie, soviel an ihr ist, alle Menschen unter ihre Fittige versammeln will — wie könnten wir mit einem schönern Namen ihr Verhältniß zu uns bezeichnen, als dem einer Mutter für das himmlische Leben? „Die Kirche tröstet die Herzen der Gläubigen Tag für Tag.“ So hat Gregor der Große gelehrt, und dieser Ausspruch, dessen reichlichen Inhalt nur der Gläubige erfährt, ist schon an sich gerechtfertigt, weil der heilige Geist, der wahrhafte Tröster, einzig in der Kirche und mittelst derselben die Herzen der Menschen heimsucht.

Wir haben die Kirche kennen gelernt als die Mutter der Menschen und Völker, und billig wenden wir nun den Blick auf ihre Kinder, zu welchen auch wir uns rechnen. Unter so vielen Millionen, die sie seit achtzehn Jahrhunderten zu ihren Kindern zählte, giebt es allerdings entschieden gute und böse, geheiligte und heillose, edle und erhabene Menschen, in welchen die Herrlichkeit Gottes sich spiegelt, und Treulose, die, soviel an ihnen ist, das Werk Gottes vereiteln. Wir werden uns jedoch darüber nicht verwundern, wenn wir einerseits der menschlichen Freiheit nicht vergessen, über welche die Gnade keine zwingende Gewalt ausübt, und andrerseits der zahlreichen Bilder oder Parabeln gedenken, in welchen der Herr, als der Prophet der Menschheit, die Geschicke seines Reiches geschildert hat.

Wir wollen, um ein einzelnes Beispiel hervor zu heben, ein trotziges Schreiben uns vor Augen führen, das einst ein König von Dänemark, seines Namens Waldemar, an den Papst gesendet. Der Inhalt dieses Schreibens war der folgende: „König Waldemar dem Papste Gruß und Heil. Das Leben haben Wir von Gott, das Reich von Unseren Insassen, die Besitzungen von Unsern Vorfahren, den Glauben aber von Jenen, die vor dir die Kirche regierten, und diesen Glauben, sofern du unsere Wünsche nicht erfüllen willst, senden wir durch gegenwärtiges Schreiben dir zurück." — Der Papst, nachdem er das Sendschreiben gelesen, machte, auf den Namen des Dänenkönigs anspielend, die Bemerkung: diese Art zu schreiben scheint Uns

allzu herb und bitter (valde amara) zu seyn *). Wie viele solcher Waldemar's haben erst die späteren Jahrhunderte aufzuweisen! Denn nicht bloß gehören in diese Reihe alle die Fürsten und Gebieter, die je ihre weltliche Macht mißbraucht haben, um die Kirche zu knechten, sondern auch alle Uebrigen, die in irgend einer Art, mit Wort oder That, ihre feindselige Gesinnung an den Tag legen.

Was jedoch diese letzteren anbelangt, so besteht zwischen ihnen nur der Unterschied, daß die einen bei ihren gehässigen Bestrebungen planmäßig zu Werke gehen, während die anderen sich ihrer Absicht nicht so deutlich bewußt sind. Diejenigen, die in ihrem dämonischen Scharfsinn ganz genau wissen, was sie thun, verfolgen die Kirche, um das Christenthum auszurotten; dieses aber suchen sie spurlos zu tilgen, um durch den Atheismus zuerst die Anarchie, den Untergang aller bisherigen geselligen Zustände herbei zu führen, und statt derselben dann das Reich des sogenannten Humanismus zu erbauen. Diese Fanatiker sind in unseren Tagen, namentlich jenseits des Rheins, so weit gegangen, daß ihre Anhänger sich verbindlich machen müssen, in der Todesstunde jedes Gebet der Kirche, jede priesterliche Hülfe von sich abzuweisen. Unter dieser unverbrüchlichen Bedingung wird ihnen von der Association des wechselseitigen Beistandes ein glänzendes weltliches Leichenbegängniß, und die Fürsorge für Weib und Kinder zugesichert, so daß die Familie des

*) „Hoc scripturae genus videtur nobis valde amarum."

Sterbenden sich gezwungen sieht, jede kirchliche Tröstung von ihm fern zu halten, damit dieser diabolische Vertrag nicht verletzt werde. Offenbar sind das Waldemar's im schroffsten Sinne.

Bei den Gegnern der zweiten Art äußert sich die Feindschaft lange nicht so bitter; es zeigt sich sogar etwas Mildes und Süßes in ihren Reden. Sie versäumen keinen Anlaß, um jederzeit, es sey in Gesprächen, oder in gemeindlichen Verhandlungen, mit Wärme zu versichern, daß die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung, der Sittlichkeit und der „Religiösität" der innigste Wunsch ihres Herzens sey. Was sie jedoch unter dieser Sitte und Religion verstehen, während sie das positive Christenthum verachten, und die Diener der lehrenden Kirche überall ihre Ungnade fühlen lassen, das ist freilich nicht abzusehen. Auch wissen sie selber für Glauben, Gewissen und Heil keinen andern Ersatz, als etwas trockene oder empfindsame Moral, zu welcher man keiner lehrenden Kirche bedarf, weßhalb denn auch diese neben dem lehrenden Staate ganz überflüssig erscheint. Darum bewegen sich ihre Ansichten von Erziehung, Bildung, Kunst und Wissenschaft durchaus in irdischen Grenzen; in der bürgerlichen Gesellschaft erblicken sie nur Producenten, Consumenten, und Solche, die zwischen beiden den geschäftlichen Verkehr besorgen; einzig zu diesem Zwecke soll das Eigenthum heilig geachtet, und durch Recht und Sitte das ganze Gefüge der Gesellschaft im sichern Gange erhalten werden. Wie ist aber Sittlichkeit und Pflichttreue denkbar ohne Gewissen und Gnade, also

ohne Christenthum? Wie wird ferner das Christenthum zur lebendigen Wirklichkeit ohne Kirche, und wie kann diese ihre Segensfülle spenden ohne Priesterthum? Eine Kirche ohne Priester, sagt Augustinus, ist soviel als keine. Ohne Priester, oder, wie Paulus sie bezeichnet: ohne Stellvertreter und Amtswalter Christi, und Ausspender der Mysterien Gottes, würde das Christenthum sehr schnell von der Erde verschwinden. Allerdings ist es daher auch eine furchtbare Verantwortung, die auf diesem Stande lastet; und so hat schon der Apostel die Bemerkung beigefügt: wie sehr es sich bei den Ausspendern der göttlichen Gaben darum handelt, daß sie in ihrem Dienste treu befunden werden. Allein wenn auch Einzelne treulos und pflichtvergessen sich zeigen, wie es sogar schon im engen Kreise der Apostel der Fall war, mit welchem Rechte will man um solcher Einzelfälle willen über einen ganzen, von Gott gesetzten Stand aburtheilen?

Ein Graf Meaupou, Bischof von Chalons (an der Saone), sah einmal, als er seine Diöcese bereiste, einen Landmann von rohem Aeußern ganz gleichgiltig an der Straße stehen; diesen winkte er zu sich, um seine Religionskenntniß zu erforschen, und fragte ihn, nach der altgebräuchlichen, wo nicht mißbräuchlichen katechetischen Weise: wie viel Götter? Der Landmann, ein Hugenott, zögerte nicht mit der dreisten Antwort: Darüber weiß ich sehr gut Bescheid zu geben: es ist nur Ein Gott; bei allem dem wird er von euch Kirchenherren fahrlässig genug bedient! — Auch dieser Bauer war ein Waldemar; und wo immer ein Namen-

Katholik sich darin gefällt, den priesterlichen Stand zu verunglimpfen, verräth er damit nur die Gemeinheit eines rohen und hämischen Gemüthes, dem es ein Leichtes scheint, alle jene weisen und heldenmüthigen Diener Christi, welchen die europäischen Völker ihre Gesittung und Bildung verdanken, mit einigen Unwürdigen in Eine Klasse zu werfen.

Längst schon hat Chrysostomus ermahnt, daß es besser sey, um der guten Priester willen auch die schlechten zu dulden und zu schonen, als um der letzteren willen auch die guten zu verachten. Wenn nun unzählige Flugschriften, Romane und dramatische Spiele das eigentlich Anziehende, den Wild- und Hochgeschmack dadurch gewinnen, daß in selben der katholische Klerus als der Abschaum der Menschheit dargestellt wird, so ist es schwer zu bestimmen, wer von beiden die größere Schuld sich aufbürdet: ob die Verfasser und Darsteller solcher Machwerke, die aus niedriger Gewinnsucht, oder wie man sagt, um ein volles Haus zu haben, auf die pöbelhafte Seite des menschlichen Herzens spekuliren; ob die lese- und schaulustigen Leute, deren Fürwitz jenen Schriften den reißenden Absatz verschafft und die Schauspielkassen füllt. Allein wo immer ein Volk so tief sich herabwürdigt, daß es alle Pietät verläugnet, wird es von dem Fluche bedroht, der einst über Cham ergangen, vom Joche der Knechtschaft.

Im Gegensatze zu solchen Irrwegen, die in Barbarei und Verthierung enden, wird der Gläubige, der das Prinzip der echten Gesittung und Bildung einzig

im Christenthume sieht, und der die Kirche als seine Mutter ehrt und liebt, diese Liebe dadurch bekräftigen, daß er das Priesterthum als eine göttliche Institution, als wesentliche Bedingung des fortgesetzten Erlösungswerkes anerkennt, und darum auch die Träger und Organe desselben oder den Priesterstand nicht verunglimpft. Er wird auch die kirchlichen Glaubenslehren mit Ehrfurcht annehmen, und schon aus dem zureichenden Grunde sie als untrügliche Wahrheit achten, weil die lehrende Kirche in ihrer organischen Gesammtheit unter der wunderbaren Lenkung des heiligen Geistes steht, so daß sie im Verständnisse der Glaubenslehren keinem Irrthum unterliegen kann. Wer der Kirche kein Gehör giebt, die allein zur Hüterin der unverfälschten Heilswahrheit gesetzt ist, wohin anders kann ein Solcher gerathen, als in die vielgestaltigen Träume des Heidenthums? Wer die Kirche nicht hört, der ist schon dadurch, nach dem Ausspruch Christi selbst, einem Heiden vergleichbar; und Augustinus nimmt keinen Anstand zu erklären: der Kampf gegen die erkannte Wahrheit sey noch schlimmer als der Götzendienst.

Daß jedoch der Gläubige mit dem bloßen Fürwahrhalten der kirchlichen Lehre sich nicht begnügen dürfe, wird schon daraus ersichtlich, daß wir nur als lebendige Glieder der Kirche ihre Segensmacht erfahren; und daß nicht der todte Glaube uns beleben kann, sondern der Glaube, welcher durch die Liebe wirksam ist. Der Liebe aber ist jede egoistische Vereinzelung fremd. Wer von der Gemeinschaft der Ge-

sammtheit sich lossagt, ihre Autorität nicht achtet, und nur dem eigenen Urtheil und Willen folgt, der hat aufgehört, in freier Wahl ein Glied des organischen Ganzen zu seyn; er hat aber dann auch keinen Antheil an der Lebensströmung, die von der Einheit bedingt wird. Wer also der Nationalität, oder natürlichen Abstammung einen höhern Werth beimißt als der Würde des christlichen Berufes, wer sich mehr darauf zu gute thut, ein Sprosse des slavischen, germanischen oder keltischen Stammes zu seyn, als ein Christ, ein Bürger des Gottesreichs, der verräth dadurch, daß er den Geist des Christenthums noch gar nicht erfaßt habe, und darum auch die Allgemeinheit und Einheit der Kirche nicht würdigt. Wer ein Feind der Einheit ist, sagt Augustinus, hat keinen Antheil an der göttlichen Liebe; und ein Jeglicher besitzt nur in dem Maße, als er die Kirche liebt, die Gaben des heiligen Geistes. Die Wahrheit dieses Ausspruchs geht schon aus der Idee der Kirche hervor; sie wird daher auch von der Erfahrung durch unzählige Beispiele hochbegabter Seelen bestätigt, aus welchen wir nur Eines auswählen wollen, weil es noch in unser Zeitalter hinein reicht, und für dasselbe nicht ohne besondere Bedeutung scheint.

Am 9. Juni des Jahres 1837 starb in Rom eine Frau aus der sogenannten niedern Klasse; denn sie hatte stets in den dürftigsten Verhältnissen gelebt, und schon als sechsjähriges Kind mit ihren Eltern barfuß von Siena nach Rom wandern müssen; mit

einem Domestiken des Hauses Chigi verehlicht, mußte sie ihre zahlreiche Familie durch mühevolle Händearbeit ernähren, und oft mit der bittersten Armuth kämpfen. Ihr Name ist Anna Maria Gesualda Taigi. Um ihrer seltenen Tugend willen von Hohen und Niedern geliebt und bewundert, die auf die Macht ihres Gebetes vertrauten, wollte sie doch von ihren zahlreichen Gönnern, die den höchsten Ständen angehörten, niemals ein Geschenk annehmen, sondern blieb ihrem Grundsatze treu, für geistige Wohlthaten keinen Lohn zu fordern, und ihre Kinder an Arbeit und Entbehrung zu gewöhnen. Als einmal die Prinzessin Maria Louisa von Bourbon (Königin von Hetrurien) vor ihren Augen eine Kasse voll blanken Goldes öffnete und sie einlud, so viel für sich heraus zu nehmen, als es ihr beliebte, schalt sie die hohe Dame ganz unbefangen eine kindische Närrin *). Diese einfache, höchst anspruchlose Gottesdienerin war gewohnt, jetzt mit einem Kirchenfürsten über hochwichtige Angelegenheiten zu reden, und gleich nachher wieder die Klagen einer Nachbarin anzuhören, deren Hühner keine Eier mehr legen wollten, um ihr in diesem Zweige der Hauswirthschaft einen guten Rath zu geben. Durch eine wahrhaft heroische Tugend bewährte sie täglich ihr Lieblingswort: daß man allezeit gegen den Strom schwimmen müsse; und neben einer wunderbaren Einsicht und Weisheit war ihr auch die Gabe der Gebetserhörung, der Krankenheilung und des Blickes in

*) „Ma quanto siete pazzarella!“

die Zukunft verliehen, so daß sie alle Geschicke voraussah, die seit Pius dem siebenten den apostolischen Stuhl und die Stadt Rom getroffen. Mit großer Bestimmtheit hatte sie einmal die bevorstehende Verfolgung der Kirche, die Anarchie im Kirchenstaate und die Leiden des Papstes geschildert. Als man sie fragte: wer dieser seyn werde, und ob er schon die Cardinalswürde besitze, erwiederte sie, daß er für jetzt noch ein einfacher Priester sey, und in einem weit entlegenen Lande sich befinde *). Auf eine ganz ungewöhnliche Weise erwählt, werde er von allen Völkern mit Jubel begrüßt, und selbst vom Großherrn (Padischah) des türkischen Reiches geehrt werden **). Er werde Reformen unternehmen, auf welchen, sofern die Menschen sich dankbar zeigten, der göttliche Segen ruhen würde; allein der Mißbrauch seiner gütigen Absichten werde herbe Strafen auf die Völker herab ziehen. Sie beschrieb ihn ferner als den heiligen Führer, welcher bestimmt sey, den furchtbaren Gewittersturm auszuhalten, der gegen die Kirche losbricht; der Arm Gottes werde ihn schirmen, und nach schweren Drangsalen der Kirche einen so glänzenden Sieg verleihen, daß alle Völker darüber staunen werden.

Diese flüchtigen Züge, die wir dem reichen Leben einer Frau aus dem Volke entlehnt, sind nicht allein

*) Der Conte Mastai befand sich eben damals als Beigeordneter der Gesandtschaft in Valparaiso, der Hauptstadt des Staates Chili in Südamerika.

**) Bekanntlich hatte seine Wahl selbst bei der protestantischen Bevölkerung von Nordamerika freudigen Anklang gefunden.

thatsächliche Beweise dafür, daß der Geist Gottes zu jeder Zeit in der Kirche waltet, und noch immer seine wunderbaren Gaben oder Charismen spendet, wem er will; sie sind auch geeignet, manches bange Gemüth zu trösten, welches an den Leiden der Kirche irre wird. Wir dürfen nicht vergessen, daß Christus die Kirche zur Erbin seines Kreuzes bestellt hat, und daß sie, wie gleichfalls Gregor der Große bemerkt, zur Zeit ihrer Trübsal jedesmal von den Böswilligen verspottet wird. Allein dem Kreuze und der Schmach folgt die Auferstehung und ein neuer Glanz der geistigen Herrlichkeit. Nichts vielleicht ist mehr in der Welt verbreitet, als die zuversichtliche Behauptung: der katholische Glaube sey todt; die Kirche sey veraltet, und habe keine Zukunft mehr. Wer Augen hat zu sehen, kann gerade vom Gegentheil sich überzeugen. Was sich überlebt hat, was veraltet, welk und im Dahinsinken begriffen, das sind alle modernen Meinungen, die prunkenden Systeme, die als Grundlagen des neuen gesellschaftlichen Heiles sich angepriesen haben. Den beliebtesten Redensarten ist der Glanz abhanden gekommen; es giebt kein Schlagwort mehr, das die Völker aufzuregen vermöchte; der religiöse Glaube, der noch unverändert fortlebt, ist der positiv christliche; die einzige von innen erneuernde Lebensmacht, die noch besteht, ist die der Kirche, und da ihr Haupt und Herz unsterblich, wie sollte sie je veralten können? —

„Christus hat die Kirche geliebt, und sich selber für sie dargegeben, um sie rein und herrlich darzustellen, ohne Mackel oder Runzel.“ Es ist klar, was der Apostel mit diesen Ausdrücken sagen will: Die Kirche altert nicht, sie bleibt ewig jung. Das verklärte Haupt der Menschheit und eine große Zahl ihrer Glieder sind im ewigen Lichte, und der göttliche Geist der Wahrheit und der Liebe verläßt die erlösete Menschheit nimmermehr. Die Kirche kann also nicht untergehen; ihre Glieder hingegen, uns Einzelne, kann dieses Geschick treffen, wenn wir in Undank und Treulosigkeit von ihr uns trennen. Wir rufen deßhalb den Beistand und die Fürbitte einer himmlischen Beschirmerin an, die wir, von Christus selbst dazu ermächtigt, ebenfalls unsere Mutter nennen. Wie die heilige Jungfrau eine Mutter ist, sagt Augustinus, eben so die Kirche. Wo liegt aber der Unterschied? Allerdings in der Persönlichkeit. So wahrhaft wir die Kirche als die Eine und heilige ehren, rufen wir sie doch niemals an, richten unser Gebet nicht an sie; wir sagen eben so wenig: heilige Kirche, bitte für uns, als wir die Gnade Gottes anrufen, zu uns zu kommen. Wir erwarten diese Fürbitte von den seligen Gliedern der triumphirenden Kirche; wir flehen um die Gaben der Gnade zum heiligen Geiste, als dem göttlichen Geber. Die Kirche hingegen rufen wir nicht an, weil sie weder eine unendliche noch eine erschaffene Person ist, sondern die erlösete, von der Gnade Gottes getragene und organisch geordnete Menschheit. Ihr persönliches Haupt aber ist Christus, und die persön-

liche Mutter dieses Hauptes die heilige Jungfrau; die Mitwirkerin unseres Heils in ihrem Gehorsam, ihrer Demuth, ihrer Aufopferung; die Glorie des Menschengeschlechtes, die Wunderbare und Gütige, die Mutter aller Menschen, die zu Miterben ihres Sohnes berufen sind. Zu ihr daher rufen wir mit kindlichem Vertrauen, daß sie mit ihrer Fürsprache uns beistehe, uns lenke und schirme, damit keine Macht uns losreiße von der göttlichen Liebe, die uns reichlich gegeben ist in Christo und seiner heiligen Kirche.

VII.

(Am Charfreitage.)

Siegreiche Liebe.

„Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet, und sich selber für mich hingegeben.“
(Galat. 2, 20.)

Hoch am Himmel flammte die Mittagssonne, beleuchtend die Zinnen Jerusalems, und die Höhe von Golgotha, und den gräuelhaftesten Frevel, den menschliche und satanische Bosheit jemals auf Erden verüben konnte. Die Weisheit Gottes war verhöhnt, die ewige Wahrheit frech geläugnet, die himmlische Liebe zum Spotte des Pöbels geworden, der Wiederbringer des Lebens den Qualen des Todes überliefert. Die Lüge feierte ihren augenblicklichen Sieg, die Verruchtheit stolzirte im Gewande des Rechtes. Eine unabsehliche Menge drängte sich lärmend um den Altar des Kreuzes, den Hohn, den ihre Führer anstimmten, im Chorus wiederholend; denn niemals jubelt der Pöbel lauter, als wenn er dem Abgrund am nächsten

gekommen. Allein der schöne Glanz der Frühlingssonne verschwand, und der Lärm verstummte. Die Macht der Finsterniß hatte ihr Aeußerstes gethan, nun gab auch der Himmel von ihrem Werke Zeugniß. Von der sechsten Stunde, d. h. von Mittag bis zur neunten, also drei Stunden lang, ward die ganze Atmosphäre von undurchsichtigen Dünsten erfüllt; jede Spur der Sonne verschwand; dichte Finsterniß lagerte sich über Land und Meer, und verhüllte die Tempelstadt, die Gerichtsstätte und den wunderbaren Dulder. Und als um die neunte Stunde (um drei Uhr) die Dunkelheit sich verzogen, da rief er mit lauter Stimme: „es ist vollbracht", und neigte sein Haupt, und gab seinen Geist auf.

Der Priester oder Diacon, der in diesen Tagen der Charwoche, bei der Lesung der Passionsgeschichte, zu der Stelle gelangt, in welcher dieß berichtet wird, beugt die Knie, und verweilt eine Zeitlang knieend und schweigend. Knieend: weil er das Mysterium des Opfertodes anbetet, von welchem das Leben und Heil der Menschenwelt bedingt wird; schweigend: weil es Gegenstände und Vorgänge giebt, die der Irdische wohl fühlen und ahnen, aber mit Worten nicht aussprechen kann. Was Himmelslicht und Seligkeit sey, hat Paulus einmal erfahren, allein er erklärt, daß der Mensch dafür keine Worte besitzt. Was Schmerz und Gram und Elend wiege, hat Hiob empfunden; allein er saß schweigend, und in sich versenkt, und sieben Tage hindurch saßen seine Freunde um ihn her und schwiegen.

Allerdings wäre das die rechte Weise, um die Liebe des Herrn, seine Leiden und seinen Tod zu beherzigen. Denn ein jegliches Menschenherz soll dieses Mysterium in sein Inneres aufnehmen, und auf sich insbesondere beziehen und anwenden, wie es auch der Apostel erwogen, da er sprach: „ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat, und sich selber für mich dargegeben.“ Allein dadurch wird der Prediger dennoch seiner Aufgabe nicht enthoben. Denn derselbe Apostel sagt bei einer andern Veranlassung auch: „Christus hat uns geliebt, und sich selber als Gott gefälliges Opfer für uns dargebracht“ *). Da nämlich sein Opfer allen Menschen gehört, und das Verdienst desselben Allen zur Aneignung dargeboten wird, so kann und soll es auch ein Gegenstand gemeinschaftlicher Betrachtung seyn. Sind nun die Ausgangspunkte und die Wege dieser letztern überaus zahlreich, so wollen wir heute vorzüglich mit dem uns beschäftigen, was Jeder zugleich einsam bei sich bedenken soll. Mir zu Liebe hat der Herr freiwillig einem Geschicke sich hingegeben, das er nicht verschuldet; Ihm zu Liebe soll ich Ihm mich weihen und dargeben. Ohne diese Wechselseitigkeit der Liebe zwischen Ihm und mir würde ich, im Leben wie im Sterben, einsam und elend bleiben; und aus eben diesem Beweggrunde, um mich davon zu erretten, hat er die Leiden und Schrecken der Einsamkeit getragen. Daß er die Schrecken dieser äußersten Einsamkeit erduldet, das war die Feuerprobe seiner Liebe. Daß wir in solche Noth der Einsamkeit

*) Ephes. 5, 2.

nicht versinken, in seiner Lebensgemeinschaft uns bewahren, darin besteht die Feuerprobe unserer Liebe. Beides möge die Aufgabe unsrer sorgfältigen Erwägung bilden.

Als die Jünger beim letzten Abendmale mehr als je vorher erkannten, daß der Herr ihre Herzen durchschaute, und ihre Fragen beantwortete, bevor diese über ihre Lippen gekommen, da sagten sie: Nun erkennen wir, daß du alles weißt, und nicht erst nöthig hast, daß Jemand dich frage; und schon deßhalb glauben wir, du seyest von Gott ausgegangen; — selbst wenn wir deine Macht und Herrlichkeit nicht schon anderweitig erfahren hätten. Was ihnen der Herr darauf erwiederte, war bestimmt, ihr Selbstvertrauen zurecht zu weisen, indem er warnend sie belehrte, daß es gar bald sich zeigen werde, wie fest der Boden ihres Glaubens sey. „Jetzt seyd ihr gläubig? Es kommt aber die Stunde, und ist schon jetzt, daß ihr euch zerstreuen und flüchten, und mich allein lassen werdet; doch bin ich nicht allein, weil mein Vater mit Mir ist.“

Diese Erwiederung enthielt keinen Vorwurf, denn die Apostel sollten ja am Leben bleiben, um ihre Bestimmung in der Welt zu erfüllen, und der Herr selber war es, der ihre Flucht beschützte, da er den Gewaffneten in Gethsemani befahl: „wenn ihr Mich sucht, so lasset diese frei gehen.“ Um so schroffer jedoch tritt daraus seine eigene Vereinsamung hervor. Allein und doch nicht allein; einsam in der Menschenwelt und in Bezug auf diese; nicht einsam, sondern in der seligen

und wunderbarsten Gemeinschaft, in Bezug auf Gott — das ist der Ausdruck, die Signatur für seinen ganzen Erdenwandel.

Welche sind die Ursachen, daß er sich so einsam fühlen mußte in der Welt? Vor allem seine übernatürliche Herkunft, seine eigenthümliche und einzige Stellung. Er selber hat allen Menschen gegenüber bezeugt: „ihr seyd von unten, ich bin von oben, ihr seyd von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt"; und, nach der Lehre des Apostels, ist nur Einer der Mittler Gottes und der Menschen: der Mensch Christus Jesus *). Nicht minder bezeichnend ist auch diese Schilderung seines priesterlichen Amtes: „Also ziemte es sich, daß unser Hohepriester beschaffen war: heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert, und über die Himmel erhaben; der nicht nöthig hatte, vorher für eigene Vergehungen Opfer darzubringen, und dann erst für jene des Volkes" **). Und wie mit dem wunderbaren Wege seiner Sendung, so war es auch mit dem Zwecke derselben. „Sofern das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und abstirbt, bleibt es allein; wenn es aber gestorben, bringt es häufige Frucht." Denn erst durch seine Auferstehung ward er der Erstgeborne unter vielen Brüdern.

So lange also der Herr auf Erden wandelte, war er mitten unter den Menschen und Völkern einsam. Einsam blieb er, weil er als himmlischer Mensch allein

*) 1. Timoth. 2, 5.

**) Hebr. 7, 26.

der Gerechte und Heilige war, und zwischen ihm und den übrigen Menschen ein so unermeßlicher Abstand, daß Johannes Baptista sich unwürdig fühlte, ihm auch nur die Dienste eines Knechtes zu erweisen. Einsam wandelte er, weil er allein sein eigenes Wohlgefallen nicht suchte, und weil unter den Menschen, die ihn aufsuchten, und zu ihm sich drängten, nur äußerst Wenige waren, die seine geistige Hoheit und Herrlichkeit erkannten. Einsam fand er sich sogar im Kreise seiner Jünger, weil auch diesen noch die Weihe und Erleuchtung des göttlichen Geistes mangelte. Welch eine unergründlich herbe Aufgabe, welch eine schroffe, alles gewöhnlichen Trostes entbehrende Stellung! Nicht die Gerechten zu rufen war er gekommen, sondern die Sünder; nicht die Gesunden hatte er heimgesucht, sondern als der einzig Gesunde die Kranken. Wie durch den Ungehorsam Eines Menschen die Sünde und der Tod in die Welt eingetreten, so wiederum sollte durch seinen Gehorsam für Alle die Rechtfertigung und das Leben vermittelt werden; und er konnte daher nicht anders als einsam stehen, angefeindet von allen Mächten der Lüge und der Selbstsucht. Die Welt hasset mich, so erklärt er selber: weil ich von ihr Zeugniß gebe, daß ihre Werke böse sind; und ähnlich heißt es in einem prophetischen Psalme: „Die ohne Ursache mich hassen, sind zahlreicher als die Haare meines Hauptes; ich bin meinen Brüdern ein Fremdling geworden; die Schmähungen aller Gottesverächter haben sich über mich gehäuft.“ *)

*) Ps. 68, 5. 10.

Das Licht leuchtet in den Finsternissen, und diese haben es nicht ergriffen, nicht angenommen. Und dieser Widerstand, den er überall erfahren mußte, war die eigentliche Bitterkeit seines Wandels unter den Menschen. Wenn schon der Pilger oder der Verbannte sich einsam und freudlos fühlt unter einem Volke, dessen Sprache ihm völlig fremd ist, und mehr noch der Gebildete unter Rohen, Halbwilden und Barbaren: wie schmerzlich war vollends dieses Gefühl der Einsamkeit für ein Herz voll unendlicher Güte, dessen beseligende Liebe überall zurück gestoßen, dessen Fülle von Wohlthaten mit Undank und Haß vergolten ward; das in der zerrütteten Menschenwelt einer solchen Masse von Thorheit, Aberwitz und Ruchlosigkeit, von knechtischer und thierischer Verdummung begegnete, und diese unermeßliche Last der Sünde auf sich bezog, sich aufbürdete, um für die Hülflosen als Sachwalter und Vertreter einzustehen!

Diese ungeheure Wucht war es, die mit allen ihren Schrecken ihm aufs Herz fiel, als er in Gethsemani im Gebete rang, als seine Seele schon die Qualen des Todes und der Verlassenheit empfand, und er seinen Jüngern den Vorwurf machen mußte: „so habt ihr nicht vermocht, eine Stunde mit mir zu wachen?“ Von diesem Zeitpunkte an, da er der bewaffneten Schaar entgegen gieng, bis zu seinem letzten Athemzuge am Kreuze, blieb er zwar äußerlich nimmer allein, sondern umdrängt und gequält von Leuten aller Art, von Juden, Hellenen, Römern und Barbaren, von Priestern, Volksfürsten und rohen Knechten, bis zu den

beiden Missethätern, die man noch am Kreuze als Gefährten ihm beigab. Aber je tobender, gleich dem Schwalle wilder Gewässer, das Geschrei um ihn her, desto einsamer und verlassener seine Seele; auch hatte diese Umgebung, in ihrer Unvernunft und Bosheit, so wenig Menschliches, daß sie in dem prophetischen Psalme als eine Rotte von Bestien geschildert wird in den Worten: „viele Hunde haben mich umringt, feiste Stiere mich umlagert; gleich brüllenden Löwen haben sie gegen mich ihren Rachen aufgesperrt.“

Und fand sich denn wirklich kein menschlich fühlendes Herz, das an seinen Drangsalen Theil nahm? kein Auge, das beim Anblick seiner Leiden in Thränen überströmte? An solchen Gemüthern hat es allerdings auch nicht gefehlt. Es ist eine Thatsache von hoher Bedeutung, welche einen Grundzug in der Geschichte aller christlichen Zeitalter bildet: Jesus kann von Frauen nicht gehaßt werden; denn ihnen ist es verliehen, zu verstehen, was aufopfernde Liebe sey. Die davon eine Ausnahme machen, sind Furien und Megären, oder haben sich zur Thierheit herab gewürdigt. Weinend und klagend standen dicht am Leidenswege die Frauen Jerusalems, mit ihnen die kleine Zahl der Getreuen, die den Herrn von Galiläa her begleitet hatten; vor allen die reine Lilie des Menschengeschlechtes, die wunderbare Mutter, die als ihren einzigen Sohn ihn liebte, als ihren göttlichen Herrn ihn anbetete; neben ihr, im milden Lichte ihrer Gesellschaft die Herrliche und Edle, die ihr Sohn aus dem Schlamme der Gemeinheit herauf gehoben; mit beiden aber der

Jünger, den Jesus liebte. Diese Treuen, die nur für ihn und in ihm lebten, konnte freilich keine Furcht aus seiner Nähe scheuchen; mit gebrochenem Herzen, mit unverwandtem Auge sahen sie zu ihm empor; und selbst unter den Feindseligen fand sich noch Einer, dem aus der Nacht der tiefsten Erniedrigung die Herrlichkeit des Dulders ins Herz leuchtete, so daß er als seinen Erlöser ihn erkannte und anrief.

Bei allem dem konnte auch diese Theilnahme an seiner Vereinsamung und Verlassenheit nichts ändern. Und aus welchem Grunde? Etwa, weil seine jungfräuliche Mutter und Magd ihm dießmal keinen Beistand zu bringen vermochte? Es stand ja in seiner eigenen Macht, sich zu befreien; und er hatte ja, indem er freiwillig den Kelch annahm, auf jede solche Selbsthülfe verzichtet, um seine Seele einzusetzen für Freunde und Feinde. Und eben deßhalb wollte und sollte er nun einsam vollenden, was er seine eigene Feuertaufe nannte; denn „der Menschensohn ist gekommen, sein Leben hinzugeben für Alle.“ Zwischen Gott und der Menschenwelt stand er als Mittler ganz allein; einzig auf ihm mit ihrer ganzen Wucht lag die Sühnung der Schuld; Ihn hat die ewige Gerechtigkeit als Sühnopfer bestimmt und angenommen, daß er für Alle die Bitterkeit des Todes erfahre, und also auch den Stachel des Todes empfinde. Der Fluch, welchen die Sünde mit sich führt, der Gifthauch der Schuld, das Gefühl der Trennung von Gott, sollte daher mit dem schwarzen Fittig auch an ihm vorüber ziehen. Und als dieser Augenblick gekommen, als dieser geistige

Schmerz, gegen den alle leiblichen Qualen verschwinden, ihn erreichte und ergriffen, da, im nie vorher erlebten Gefühle der Einsamkeit und Finsterniß, rief er laut aus: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! —

Ein Anachoret der christlichen Vorzeit, der Abt Johannes, sah einst, sey es im Traumbild oder in der Vision, drei Männer stehen am Strande des Meeres, welchen vom entgegen gesetzten Ufer eine Stimme zurief: Nehmt feurige Flügel, und kommt herüber zu mir. Zwei von ihnen gehorchten dem Rufe; sie breiteten ihre Flügel aus gleich lodernden Flammen, und flogen dorthin, von wo die Stimme gekommen. Der Dritte blieb verzagt zurück, und weinte vor Gram. Endlich schien auch ihm ein Flügelpaar gewachsen zu seyn, aber von schlechtem und haltlosem Gefüge, an dem auch wenig Flammendes zu sehen war. Nicht ohne Mühe und Beschwerde gelang es ihm, sich aufzuschwingen; er fiel oftmals in die Fluthen hinab, raffte sich aber immer wieder auf, und so erreichte endlich auch er das Ziel. Dabei wurde dem Abte Johannes das Verständniß mitgetheilt: So wie dieser Dritte, so ist das jetzige Geschlecht der Christen beschaffen: die Flügel, die sie besitzen, sind verrenkt und lahm, und nicht durch Feuerkraft zum Aufschwung tüchtig.

War es schon vor anderthalb Jahrtausenden so, daß den Gläubigen die Kraft gebrach, sich zum Mysterium der göttlichen Liebe zu erheben: wie erst in der Gegenwart, wo unser Sinnen und Denken, auf das

Irdische und Weltliche gerichtet, so vielfach zerstreut und zersplittert ist! Vom Kreuze herab ruft der Erlöser: nehmt feurige Schwingen und erhebet euch zu mir; gehet ein in die Tiefen meines Opferleidens! Wir aber erwiedern: Herr, wie vermögen wir das? Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist kraftlos; das Sinnenleben, mit seinem Gedanken an die Erde gebannt, belastet ihn und hält ihn nieder. Nur wenn die Fittige der himmlischen Liebe ihm gegeben sind, vermögen wir zur Betrachtung der höchsten Liebesthat uns aufzuschwingen, die der Apostel in den Worten ausdrückt: daß Christus für Alle die Bitterkeit des Todes gekostet.

Diese Bitterkeit ist es, von der sein Klageruf am Kreuze Zeugniß gab; und es fragt sich nur, ob im Opferleiden des Menschensohns ein Augenblick eingetreten sey, wo er wirklich von Gott verlassen wurde? Eine solche Annahme wäre schon deßhalb widersinnig, weil die Menschheit Christi, dem Geiste wie dem Leibe nach, einzig in der persönlichen Einigung mit dem Logos ihr Bestehen hat (subsistirt), und von diesem getragen wird. Aber ein Anderes ist es, mit Gott vereinigt seyn, und wieder ein anderes, diese selige Einigung fühlen und empfinden. Als Menschensohn der Empfindung seiner eigenen geschöpflichen Ohnmacht überlassen, bezeugte er mit jenem Rufe, daß er den Leidenskelch bis auf die letzte Hefe geleert, und in seinem stellvertretenden Gehorsam die tiefste Noth des Menschenlebens, die Schrecknisse eines Todes erduldet habe, welcher der Sold, d. h. die mittelbare Folge

und Strafe der Sünde ist, während die unmittelbare Folge in der Trennung von Gott besteht.

Wenn nun dennoch der Herr versichert hat: ich bin nicht allein, sondern mein Vater ist mit mir, so findet sich die Lösung des Widerspruches zwischen dieser Aussage und jenem Schmerzensrufe schon in dem letztern selbst enthalten. Denn die Worte: mein Gott, mein Gott, gehen ja aus dem innersten Bewußtseyn des Dulders hervor, daß er von Gott nicht lasse, und also auch in Wahrheit von Gott nicht getrennt und geschieden sey; sintemal die Liebe des Menschen zu Gott ohne Liebe Gottes zu ihm gar nicht denkbar ist. Auch rief er ja gleich nachher: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist", d. h. mit demselben mein ganzes menschliches Seyn und Leben, daß du es bewahrst, wiederherstellst und verklärst, für das Heil der gesammten Menschenwelt. Durch die herrliche Erfüllung dieses Gebetes aber, in seiner Auferstehung und Verklärung, ward sein früheres Wort besiegelt: „Der mich gesendet hat, ist mit mir, und er läßt mich nicht einsam, weil ich allzeit thue, was ihm wohlgefällig. Darum liebet mich der Vater, weil ich meine Seele (mein Leben) hingebe, und wieder zu mir nehme; diesen Auftrag habe ich von meinem Vater empfangen."

Dieser Auftrag des sühnenden Gehorsams war es, den er in der letzten Feuerprobe seiner Liebe vollzogen und vollendet hat. Von Schmach und Lästerung überhäuft, gab er den Fluch nicht zurück; die herbsten Qualen duldend, sprach er kein drohendes Wort; er hat seine Sache Gott allein, als dem gerechten Richter

empfohlen, und für die Frevler gebeten; er hat das Gewicht unsrer Sünden getragen an seinem Leibe am Kreuzesholze, damit wir der Sünde absterben, und der Gerechtigkeit leben *).

So hat demnach der Herr in seinem Opfertode dieses Gefühl der äußersten Hülflosigkeit und Verlassenheit erduldet, und dabei doch keinen Augenblick der Menschen vergessen, für die er als Versöhner und Sühnopfer einstand, sondern Alle ohne Ausnahme in seinem Herzen versammelt. Und doch sagt Paulus mit dem Ausdrucke der tiefsten und dankbarsten Rührung: „er hat mich geliebet, und sich selber für mich dargegeben." Ist diese Weise zu reden auch gerecht und billig? Hat sie nicht den Anschein, als wolle der Apostel eine Liebesthat sich allein zueignen, die doch ein Gemeingut Aller geworden? Und lehrt er nicht selber: daß Gott seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern für uns Alle ihn dargegeben? Aber was er damit ausdrücken wollte, ist fürs erste in dem Sinne gemeint, in welchem jeder Gläubige zu sagen pflegt: mein Gott und mein Alles; weil der Unendliche sich nicht theilen läßt, weil die göttliche Liebe Jedem ganz sich giebt, und eben so auch Christus jeden Einzelnen mit derselben Liebe umfaßt wie die gesammte Menschheit. Insofern es aber dabei dennoch auf das persön-

*) I. Petr. 2, 23. — mit Rücksicht auf die richtigere Leseart, welcher Augustinus folgt, der am Schlusse der Worte: tradebat se judicanti se nicht „injuste" ließt, sondern „juste."

liche oder freie Mitwirken der Einzelnen ankommt, hat jenes Wort noch eine zweite und engere Bedeutung, indem es auf den Vorzug hinweist, dessen nur der Gläubige und Dankbare sich erfreut. Denn so gewiß der Herr sein Opferverdienst dem ganzen Menschengeschlechte geweiht hat, so wird es doch nur Jenen zum Heil gereichen, die im Glauben nnd Vertrauen, in Liebe und Gehorsam zum Gekreuzigten aufblicken, und als Retter, Führer und Vorbild ihn anerkennen in der Gesinnung und in der That. Nur die auf solchem Wege sein erlösend Verdienst sich anzueignen bemühen, sind vorzugsweise, und zwar jeder für sich, zu sagen berechtigt: „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der Mich geliebt, und sich selber für Mich dargegeben."

Hier nun haben wir den Angelpunkt erreicht, um welchen unsre Betrachtung sich wendet. Die Schrecknisse der Vereinsamung und Verlassenheit hat der Erlöser, als er durch die Pforte des Todes gieng, auf sich genommen, um von dem trostlosen Elende der ewigen Einsamkeit uns zu erretten. An sich ist jeder erschaffene Geist, in seiner einfachen Persönlichkeit, einsam, und ohne Vermittlung des göttlichen Lichtes unfähig, sein eigenes Wesen zu schauen, so daß nur die Huld Gottes ihn beseligen kann, nicht aber Ein geschöpflicher Geist den andern. Das Beisammenseyn unseliger, von Gott abgefallener, liebloser Geister ist daher so wenig ein geselliges, daß es das Gefühl der

Einsamkeit und Oede nur um so qualvoller macht. Wollen wir also vor einem solchen selbstverschuldeten Geschicke gesichert seyn, und soll unsre Bitte: erlöse uns vom Uebel, die volle Erhörung finden, so müssen wir über unsre starre Selbstigkeit hinaus und in die Gesinnung des Erlösers eingehen, der, seiner Herrlichkeit sich entäußernd, für uns gehorsam worden ist bis zum Kreuzestode. Wenn Drangsal und Mißgeschick über uns herein stürzen, wenn die Leidenschaft des Hasses und der Rachsucht uns zu bewältigen droht, oder unser Herz gegen die göttlichen Fügungen sich empören will, so wird es bei solchen Anlässen von dieser Gesinnung und Uebung abhängen, ob wir von Gottes Huld uns trennen, das Vertrauen aufgeben, und vereinsamt unsrer eigenen Ohnmacht überlassen bleiben, oder ob wir, soviel es auf unser Bemühen ankommt, in der seligen Gemeinschaft des Erlösers uns behaupten, und so die Feuerprobe der Liebe bestehen. Um dieß auseinander zu setzen, wären gar viele Nachweisungen erforderlich; lichter und lebendiger jedoch tritt der Hauptgedanke, um den es hier sich handelt, an einer Begebenheit hervor, die wir, ohne nach Art einer Novelle sie auszuschmücken, so gedrängt und einfach als möglich uns vor Augen führen wollen.

In jenen unruhigen Zeiten, da die weltbekannten Parteien der Guelfen und Ghibellinen mit unversöhnlichem Grolle einander bekämpften, war Antonio Bandinelli, ein Edelmann zu Florenz, mit giftigem Hasse gegen seinen Mitbürger Federigo Lanucci erfüllt, welcher der Ghibellinenpartei angehörte. Eines Tages

begegnete er diesem in einer einsamen Gegend außerhalb der Stadt, und eilte, die Gelegenheit benützend, mit bloßem Degen auf ihn los, um ihn zu ermorden. Lanucci vereitelte den Angriff, und hielt sich tapfer, ohne jedoch die Schranke der Vertheidigung und Abwehr überschreiten zu wollen. Als ein überlegener Fechter warf er den Gegner mit einem Faustſtoß rücklings zu Boden, setzte ihm die Spitze des Degens auf die Kehle, und sprach: Wie du siehst, ist dein Leben in meiner Macht; allein es sey dir geschenkt, unter der Bedingung, daß von jetzt an alle Feindschaft zwischen uns ein Ende habe. Bandinelli versprach und gelobte alles, und bekräftigte sein Versprechen mit einem feierlichen Schwur; kaum aber fand er sich auf freiem Fuße, als er von neuem mit meuchelmörderischer Hast den großmüthigen Lanucci überfiel, der mit genauer Noth dem Todesstreich entgieng, und nun sich gezwungen sah, den Kampf wieder aufzunehmen. Elender, rief er aus: da du es nicht anders willst, so nimm deinen Theil dahin. Der Sieg war bald entschieden; Bandinelli fiel, von einer schweren Wunde getroffen; Lanucci flüchtete nach Pisa zu seinem Freunde Belfiore.

Von Pisa aus berichtete er dem Senate zu Florenz den Hergang der Sache; allein diese Rechtfertigung fand kein Gehör. Sein tückischer Gegner hatte sich erholt, und war von einigen Landleuten nach Hause getragen worden; kaum wieder der Sprache fähig, hatte er schon den Lanucci als Meuchelmörder angeklagt, und die mächtige Partei der Guelfen gegen ihn aufgehetzt. Der Schuldlose wurde nun förmlich

verurtheilt, für immer verbannt, und sein Vermögen confiscirt; der einzige Trost, der ihm blieb, war die vielbewährte Treue seines geliebten Freundes Belfiore, bei welchem er eine neue Heimath fand. Allein das Maaß seines Unglücks war noch nicht voll. Einmal um Mitternacht vernahm er im Schlafgemache seines Gastfreundes ein Stöhnen und Röcheln; er eilte hin, und fand ihn im Blute schwimmend; ein Dolch haftete noch im Herzen des schon Verblichenen. Von Schreck und Entsetzen übermannt, ließ er die brennende Kerze fallen, und sank bewußtlos neben dem Lager hin. Als gleich nachher der Lärm im Hause angieng, als am nächsten Morgen die gerichtliche Untersuchung einschritt, konnte der dringendste Verdacht niemand Andern als den Gast des Hauses treffen; indem nicht bloß der Augenschein gegen ihn zeugte, sondern auch der Proceß, der in Florenz gegen ihn verhandelt worden, ganz geeignet schien, den Argwohn zur Gewißheit zu erheben.

In der That erschienen dem Senate zu Pisa diese Inzüchten so überweisend, daß er ihn einstimmig zum Tode verurtheilte, ohne auf seine Betheuerungen zu achten. Denn die tiefe und aufrichtige Trauer um den trefflichen Freund, die Lanucci's Herz zerriß, wurde für erheuchelt gehalten. Als man ihn von diesem Urtheile verständigte, warf er sich zur Erde, und überließ sich bald dem Ausbruche einer Tobsucht und Verzweiflung, in welcher nur die Ketten von Versuchen zum Selbstmord ihn abhielten, bald wieder verlor er sich in ein stumpfes und düsteres Hinbrüten, und in

diesem Zustande, der selbst seinen Wächtern Schauder erregte, brachte er die Nacht hin. Nicht die Nähe des Todes war es, die ihn so furchtbar aufregte; denn das Leben hatte für ihn keinen Reiz mehr; was ihm unerträglich schien, war die entsetzliche Schmach, für den Mörder eines Freundes gelten zu müssen, dem er mit innigster Liebe und Dankbarkeit ergeben war, und für den er bereitwillig sein eigenes Leben eingesetzt hätte.

Das erste Morgenlicht drang durch die Kerkergitter, und der Gequälte war eben etwas ruhiger geworden, als sein Blick, wie von ungefähr, auf ein Bildniß des Gekreuzigten fiel. Unverwandt sah er darauf hin, sein Auge ward thränenfeucht, sein Antlitz veränderte sich; Rührung, Wehmuth, Trost und Frieden prägten sich in seinen Zügen aus. Die Wächter, die mit Verwunderung ihn betrachteten, konnten darin deutlich lesen, was sein Herz bewegte; es war ihnen, als hörten sie die Stimme, die in seinem Innern sprach: „Du bist schuldlos verurtheilt; ich aber bin der einzig Gerechte und Heilige, und siehe, was ich für dich erduldet.“ Und es zeigte sich bald, daß sie richtig geurtheilt. Denn plötzlich warf sich Lanucci vor dem Kreuze nieder; seine Thränen strömten reichlich; Herr, mein Gott, rief er: du hast gesiegt; vergieb meiner Raserei. Ich will weder den Tod von mir zurückweisen, noch die bittere Schmach. Ich habe im Leben nur lau und träge dir gehorcht; nun will ich dir nachfolgen mindestens im Tode! — Seit diesem Augenblicke war die Ansicht, welche die Leute von ihm ge-

faßt, eine ganz andere geworden. Die Wächter, von seiner Schuldlosigkeit überzeugt, weckten für ihn die günstigste Stimmung; bald war die öffentliche Meinung für ihn; das Volk, das sich haufenweise auf dem Markte versammelte, klagte laut über den Gräuel eines Justizmordes, und viele Stimmen erhoben sich, um eine neue Instruction des gerichtlichen Vorgangs zu fordern, als plötzlich ein Eilbote aus Floren z, mit verhängten Zügeln durch die Straßen sprengend, die Wenduug der Dinge verkündete. Lanucci's Unschuld war dort durch besondere Ereignisse an den Tag gekommen. Derselbe Bandinelli, der seinem Leben nachgestellt, und dann seine Ehre untergraben, hatte ihm einen Banditen nach Pisa nachgesendet, der jedoch, das Schlafgemach verwechselnd, statt des Lanucci seinen Freund Belfiore erdolchte. Dem rückkehrenden Banditen hatte der Ruchlose einen andern entgegen geschickt, um ihn aus dem Wege zu räumen. Allein jener Mörder ward nicht gleich zu Tode getroffen, er behielt noch so viel Leben, um von Bandinelli's Schandthaten Bericht zu geben, welcher dann eingezogen wurde, und ausführlich alles eingestand. Diese Wendung brachte nicht bloß in Pisa einen allgemeinen Jubel hervor, sondern auch in Florenz wurde Lanucci wie im Triumphe aufgenommen, und seine Rückkehr als ein Freudenfest gefeiert.

Mag nun diese Erzählung etwas umständlich seyn; der Hauptgedanke, der daraus hervor leuchtet, zeigt sich so hell und rasch, wie ein Blitz; und dieser Ge-

danke ist ausgesprochen in den Worten: „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet hat, und sich selber für mich dargegeben.“ Leben wir dieses Glaubens, so werden wir, wenn Kränkung, Schmerz, Verlust oder sonst ein Unglück uns heimsucht, nicht wie Unsinnige jammern, nicht wie Verzweifelte uns gebärden; denn sofern wir nur (wie die heilige Theresia bemerkt) unser Auge zu dem Gekreuzigten empor wenden, und seine Leiden beherzigen, wird uns das unsrige nimmer zu schwer erscheinen. Leben wir dieses Glaubens, so werden wir uns niemals gänzlich vereinsamt und verlassen fühlen; denn wahrhaft einsam kann nur der genannt werden, mit welchem Gott nicht ist. Leben wir wahrhaft dieses Glaubens, so werden wir alle Willensmacht und Bemühung daran setzen, um bei scheinbarer und äußerlicher Verlassenheit nicht im innern Leben von Gott zu lassen. Insbesondere aber werden wir bei jeder herben Prüfung zu unserm himmlischen Mittler am Kreuze, zu seiner Demuth und unerschöpflichen Liebe empor schauen und rufen: Herr, du hast gesiegt. Ich will den göttlichen Schickungen mich unterwerfen um deiner Liebe willen. Wenn es auf Verzeihung und Versöhnung ankommt, will ich nicht mit Trotz widerstehen; ferne sey es mir, in Hochmuth, Haß und Neid mich zu verhärten, und, von deiner Liebe ausgeschlossen, wie ein einsamer Dämon zu wandeln. Wer dem Willen Gottes treu bleibt, hat die Versicherung, daß der Geist Gottes in ihm wohnt; sein Schmerz ist nicht die leidige Zerrissenheit, mit der zuweilen die Egoisten prunken, noch die stete Klage über Undank,

Kränkung, verweigerte Anerkennung, sondern ein Leid, das er zu den Füßen seines Erlösers dem ewigen Vater aufopfert, und dem die Verheißung gegeben ist: „Heil den Trauernden, denn sie werden getröstet werden.“

Am Fuße des Kreuzes, ohne zu wanken, stand die jungfräuliche Heldin des Glaubens und der treuen Liebe. Die wunderbare Mutter, deren Sohn der Schlange das Haupt zertreten, konnte einem Kampfe und Siege nicht fern bleiben, an dem sie so wesentlichen Antheil hatte. Vom Schwerte des bittersten Leides, wie es nur Einmal auf Erden möglich, ward ihre Seele durchdrungen. Entsteht die Frage: ob sie nach dem Scheiden ihres Sohnes sich völlig einsam, verlassen und trostlos gefühlt? so werden wir keinen Anstand nehmen, zu erwiedern, daß dieses nicht wohl denkbar sey. Die Auserwählte aller Jahrtausende, die von den Himmlischen gegrüßt wurde: „du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir“, war auch die demuthvolle Magd des Herrn, die allzeit gethan, was ihm wohlgefällig; sie konnte daher in keinem Augenblicke vom Beistande der Gnade verlassen seyn. Und daraus wird die wunderbare Stärke, die Standhaftigkeit, der himmlische Frieden erklärbar, womit sie das Gräßlichste zu ertragen vermochte, was je ein Mutterherz erduldet.

In den Geschichten der Martyrer ist das Andenken des Jünglings Calliopius aufbehalten, der von den Heiden, am Vorabend des Charfreitags, an einem niedrigen Pfahle gekreuzigt wurde. Seine Mutter harrte bei ihm aus, sie hielt den Sohn sammt dem Holze, an das er geschlagen war, mit ihren Armen fest umschlungen, und in dieser Umschlingung starb sie vor Uebermaß der Anstrengung und des Herzenleids. Unendlich herber war der Todesschmerz, der die heilige Jungfrau traf; allein sie starb nicht, sondern blieb, um eine Leuchte und Führerin für die Gläubigen der ersten Gemeinden zu seyn. Schweigend stand sie die drei Stunden lang, da Finsterniß die Erde bedeckte, wie eine Säule auf dem Felsengrunde des Glaubens. Schweigend faßte sie den wunderbaren Leib, nachdem er vom Kreuze herab genommen, noch einmal in ihre Mutterarme. Schweigend geleitete sie ihn zum Grabe; schweigend saß sie bis zum Ostermorgen wartend auf die herrliche Machterweisung des Vaters, zu dem sie mit den Psalmesworten betete: „du wirst die Seele des Gerechten nicht der Unterwelt überlassen, noch wirst du zugeben, daß dein Heiliger von der Verwesung berührt werde.“ Ihr, der erhabenen Dulderin, die für uns Alle ihren einzigen Sohn dahingegeben, die mit ihm gehorsam worden bis zum Tode, die mitten in Todesleiden unsre Mutter geworden im Reiche der Gnade, Ihr gebührt unser Dank, unsre Ehrerbietung, unser kindliches Vertrauen. Zu ihr hoffen wir, daß sie unsre Schritte lenke im Glauben ihres göttlichen Sohnes, der uns geliebet hat, und sich selber

für uns dargegeben. Sie sey mit uns am Ende unsres irdischen Weges, wenn die ganze sichtbare Welt uns verläßt, und lehre uns empor rufen: „Siehe auf mich, o Herr, und erbarme dich meiner, weil ich einsam und dürftig bin. Siehe an mein Leid und meine Niedrigkeit, und verzeihe allen meinen Vergehungen. Beschirme meine Seele und errette mich, denn auf dich habe ich gehoffet. In deine Hände empfehle ich meinen Geist; denn du hast mich erlöset, o Herr, in deiner untrüglichen Treue und Wahrheit!" *)

---

*) Ps. 24, 16.

VIII.

(Am Ostermontage.*)

Freundesliebe.

„Niemand hat eine größere Liebe, als der seine Seele hingiebt für seine Freunde."

(Joh. 15, 14.)

Ein alter Grundsatz der Rechtsgelehrten will, daß man im Allgemeinen zwischen den Menschen keine feindselige Stimmung voraussetze. Und in der That: warum sollten diese nicht einander als Freunde betrachten, welche in gleicher Bestimmung den gemeinsamen Lebensweg wandeln, da überdieß Jeder auf den Beistand des Andern angewiesen ist, und Friede und Eintracht der menschlichen Wohlfahrt unendlich besser zusagt, als Feindschaft und Haß? Allein die gemeine Wirklichkeit zeigt uns, daß diese Gesinnungen des Wohlwollens und Friedens nicht vorwalten, und daß selbst unter

*) Vorgetragen in der Emmaus-Kirche des Benedictiner-Stiftes in der Neustadt.

Mitbürgern und Nachbarn, ja unter den Gliedern einer Familie nichts häufiger vorkomme als Entfremdung und Zwietracht.

Um so nothwendiger und trostvoller wird daher das besondere und engere Verhältniß der Freundschaft, das zu allen Zeiten als ein unschätzbares Gut erachtet wurde. So hat der griechische Weise Menander gesagt: Derjenige müsse schon für einen ausgezeichneten Mann gelten, dem auch nur ein Schatten der Freundschaft zu Theil geworden. Ein treuer Freund, so lehrt die Schrift, ist ein starker Schutz, wer ihn erworben, hat einen großen Reichthum gefunden *). So nennt Chrysostomus den Freund süßer als das Licht, weil es leichter sey, in der Finsterniß als ohne Freund zu leben; so erklärt Gregor von Nazianz: nichts sey ehrwürdiger als die Freundschaft. Eine größere Gabe also konnte der Herr seinen Jüngern, und mit ihnen den Gläubigen insgesammt nicht verleihen, als da er sprach: „Ich nenne euch nimmer Knechte, sondern Freunde." Zwar mußte er, um sie zu dieser Würde zu erheben, fürs erste sein Opfer vollbringen, welches er ja keineswegs für Freunde und Gerechte darbrachte, sondern für Sünder und Ungerechte, weßhalb auch der Apostel erinnert: daß Christus, um uns mit Gott zu versöhnen, für uns zu einer Zeit gestorben sey, da wir noch Sünder und Feinde Gottes waren. Dennoch nannte er früher schon, im Hinblicke auf das Künftige, die Jünger seine Freunde, und setzte hinzu, daß Nie-

*) Eccli. 6.

mand eine größere Liebe habe, als der seine Seele, sein Leben einsetzt für seine Freunde. In diesen Worten, oder in der großen Thatsache, die sie aussprechen, ist der ganze Inhalt jenes hehren Ereignisses beschlossen, das am Ostermontag gefeiert wird. Denn wir erkennen in denselben sowohl die Veranlassung der Trauer, welche den beiden Pilgern von Emmaus das Herz so schwer machte, als das Licht der Belehrung und die Kraft der wunderbaren Gabe, die der himmlische Freund ihnen mittheilte. Um jedoch alles dieses lebendiger einzusehen und zu beherzigen, wollen wir in einem Gegensatze, dessen Verständniß sich von selbst erschließen wird, zuerst die Freunde und den Freund, dann wieder den Freund und die Freunde betrachten.

Unter den Künstlern, die in getriebenen Metallarbeiten und Basreliefs Großes geleistet, hat auch der Meister Benvenuto Cellini sich hervor gethan, und von diesem etwas seltsamen Manne wird berichtet, daß er in seinen alten Tagen die Grille hatte, sich allen Ernstes für einen Heiligen zu halten. Was war jedoch der Grund, auf welchem diese selbstgefällige Meinung fußte? Hatte er vielleicht einen streng sittlichen Lebenswandel geführt, oder in großmüthiger Nachsicht und Friedfertigkeit, in Andacht und milden Werken sich ausgezeichnet? Von allem dem wußte er schwerlich viel aufzuweisen, da er vielmehr als ein Wüstling verrufen,

und häufig in Duelle und Raufhändel verwickelt war. Das Beste, was er von sich bezeugen konnte, bestand darin, daß er zuweilen eine Anwandlung von Reue und bußfertiger Gesinnung fühlte; und in solch einer Stimmung befand er sich einmal, als er bei frühem Morgen, bald nach Sonnenaufgang, neben einer reichlich bethauten Wiese seines Weges zog. Indem er auf seinen eigenen Schatten Acht gab, der über die grüne Fläche sich hinstreckte, erblickte er rings um den Schatten seines Hauptes einem auffallenden Glanz und Schimmer, und dieser lichte Saum war es, den er ohne weiters für einen Nimbus oder Heiligenschein hielt. Er wäre verständig genug gewesen, um wissen zu können, daß der blendend lichte Rand nur von den Thautropfen herrührte, die im Sonnenschein glitzerten; und daß dieser Schimmer nur den Schatten seines Hauptes, nicht sein Haupt selber umgab, und folglich aus diesem nicht ausstrahlte. Allein er nahm den Schatten für die Sache, und blieb bei seinem Glauben, der freilich nicht geeignet war, ihn selig zu machen.

Es steht aber der alte Benvenuto mit seiner Selbsttäuschung so wenig allein in der Welt, daß vielmehr nichts häufiger vorkommt, als die Verwechslung des Scheins mit der Wirklichkeit. Wie es daher bei gar vielen Anlässen nothwendig wird, sorgfältige Verwahrung einzulegen, um das Echte vom Unechten, Wahres vom Falschem, edles Metall von unedlem zu unterscheiden, so gilt das ganz vorzüglich von den Verhältnissen und Zuständen des sittlichen Lebens. Wenn man

mit dem vielgebräuchlichen Worte „Liebe“ so häufig einen bloßen Naturzug, eine natürliche Zuneigung bezeichnet, und es sogar auf unvernünftige, selbst auf leblose Wesen bezieht, indem man z. B. von einer Liebe zum Gelde redet, so muß auch die echte oder wahrhafte Liebe um so sorglicher hervor gehoben werden, deren Würde und Charakter darin besteht, daß sie, als eine sittliche Tugend, dem Gesetze des Geistes untergeordnet bleibt, und in jeder Gestalt, z. B. in der Ehe, ihre Weihe und ihr Ziel in der Liebe Gottes findet. Eben so verhält es sich mit dem Glauben, der Hoffnung, der Weisheit, da der echten Weisheit auch eine bloß scheinbare oder falsche entgegen steht; und das Gleiche gilt von der Freundschaft, die nur in dem Falle als eine wahrhafte sich bewähren kann, wenn sie aus dem reinen Quell der heiligen Liebe hervorgeht, und von dieser getragen wird.

In diesem Sinne lehrt Ambrosius: die Freundschaft sey kein Mittel des eigenen Vortheils und der Selbstsucht, sondern eine Tugend. Und wie selten wird dieser Grundzug gehörig gewürdigt! Es giebt, wie Augustinus sagt, eine bösartige Freundschaft, welche diesen Namen gar nicht verdient, weil sie lediglich dem bösen Gewissen ihre Entstehung verdankt, und folglich nichts weniger als eine Tugend ist. Solche Menschen nämlich, die in Gemeinschaft böse Thaten ersinnen und vollführen, erscheinen nur deßhalb einander zugethan, weil sie ihr böses Gewissen an einander kettet. Sie sind bloß als Mitschuldige, als wechselseitige Verführer und Verderber, als Brüder in Belial, nicht aber als

Freunde zu erachten, wie denn auch jede Verbrüderung dieser Art schnell in grimmige Feindschaft zerfällt. Es giebt aber auch eine Art von harmloser, freundschaftlicher Angewöhnung, die aus dem Bedürfnisse des Umgangs, der Unterredung, der Geselligkeit entsteht, wie sie z. B. für die Dauer einiger Tage zwischen Reisenden und Fremden sich einstellt. Und man wird es dem heil. Augustinus nicht verargen dürfen, wenn er, der überall das geistig Sittliche so scharf von dem bloß Natürlichen sondert, auch auf eine solche Freundschaft keinen Werth legt, indem er darauf hinzeigt, daß eine ähnliche Angewöhnung auch unter den Pferden und andren Hausthieren sich beobachten lasse.

Bleibt daher zwischen dem bloßen wechselseitigen Wohlgefallen, das sehr wandelbar seyn kann, und der echten Freundschaft ein so wesentlicher Unterschied, wie zwischen der Selbstsucht und der Charitas, so wird man auch nicht verlangen können, daß ein so edles Bündniß zu den Gütern gehöre, die überall sich darbieten. Es ist ein Trost dieses Lebens, sagt Ambrosius, daß du Jemanden besitzest, dem du im vollen Vertrauen dich mittheilen kannst; während aber nichts gewöhnlicher ist, als die Versicherung: ich bin ganz dein, giebt es doch Wenige, die das erfüllen. Die Unverläßlichsten sind sicher Diejenigen, welche die alberne Gewohnheit haben, für Freunde aller Welt gelten zu wollen, und die von keinem irgendwie bedeutenden Menschen, dessen Namen eben genannt wird, anders reden, als mit dem Vorberichte: „ich kenne ihn wie mich selbst, wir sind die innigsten Freunde; ich bin mit ihm wie

Bruder und Bruder.“ Daß Niemand alle Menschen zu Freunden haben könne, ist ein sehr alter Erfahrungssatz. Die Griechen erzählten von einem Manne, Namens Timesas, der mit der Absicht umgieng, eine Colonie zu gründen, die aus lauter innigen und aufrichtigen Freunden bestehen sollte. Um aber bei diesem Unternehmen nicht irre zu gehen, befragte er nach heidnischer Sitte das Orakel, und dieses gab ihm zur Antwort: suche dir einen Bienenschwarm, so wirst du ihrer genug haben. Denn, wie Plutarch den Sinn dieses Spruches erläutert: wer seine Freunde scharenweise sucht, der wird auf ein ganzes Kriegsheer von Feinden stoßen.

Wenn nun, im gleichen Sinne, auch in der Schrift die Mahnung sich findet: „Deinen Feinden gehe aus dem Wege, und vor deinen Freunden sey auf der Hut;“ wenn Hieronymus den Erfahrungssatz aufstellt: ein Freund wird lange gesucht, kaum je gefunden, und auch dann nur mit Mühe bewahrt; so wird es wohl nothwendig seyn, die Ursachen davon zu erforschen, und dabei allerdings auch unser eigenes Gewissen zu befragen. Das erste, was uns hier begegnet, ist das Auseinandergehen der Willensrichtungen, Ansichten und Wünsche, die Verschiedenheit der Temperamente, der Herkunft und Erziehung, der Sprachen oder Dialekte; dazu die Macht vorgefaßter Meinungen und sogenannter leitender Prinzipien, es sey im religiösen oder im geselligen Leben, welche trennend und entzweiend zwischen die Gemüther tritt. Denn auch die heilige Wahrheit, wie es das Evangelium selbst bezeugt, ist ein

Schwert, das Treue und Treulose, Gelehrige und Ungelehrige von einander scheidet.

Die andre Ursache, die mit der ersten von gleichem Ursprunge ist, weil sie ebenfalls auf den Verfall der Menschenwelt zurück zeigt, kann in der bündigsten Kürze genannt werden: die Macht des Todes. Denn diese Macht ist es, die fast in jedem Augenblicke durch den steten Wechsel der Zustände und Bedürfnisse unsres Sinnenlebens sich kund giebt; aus diesen letzteren aber geht die Wandelbarkeit der Stimmungen und Launen hervor, auf welche so wenig sich bauen läßt, als auf die Strömungen der Atmosphäre. Es ist daher auch nichts Verwunderliches, wenn die Aufwallungen von heiterer Gemüthlichkeit und herzlicher Bruderliebe so schnell wieder hinschwinden, wie die Dünste des schäumenden Weines, von welchen die Blutwellen und der Nervenäther flüchtig berührt werden; weßhalb auch solche beim Pokal geschlossene Bündnisse ehedem einen bezeichnenden Namen führten: man nannte sie die gläserne Freundschaft.

Nun lehrt schon ein uralter Sinnspruch: daß es Freunde giebt, die Gefährten der Tafel sind, aber in den Tagen der Noth nicht ausdauern. Dadurch wird uns also auch die Selbstsucht als eine der gewöhnlichsten Triebfedern geheuchelter Freundschaft vor Augen geführt. Wer einem Reichen, Mächtigen, Gastfreundlichen sich anschließt, sucht mehrentheils nur Sich selbst; er gefällt sich in einer mehr als alltäglichen, anmuthigen und genußreichen Umgebung, fühlt sich in derselben geehrt, gehoben, geschützt, und findet sein Glück darin,

daß es ihm gegönnt ist, in solchem Glanze sich zu sonnen. Und eben deßhalb gehört zu jenem Sinnspruch noch die Lehre: In Glück und Wohlfahrt wird der Freund nicht erkannt; im Unglück hingegen bleibt der Feind nicht verborgen *). Mit der Selbstsucht aber im engsten Zusammenhange erscheinen, als Mächte der Zwietracht, zuerst das berüchtigte und doch so nothwendige Mein und Dein, welches Chrysostomus ein frostiges und eisiges Wort genannt hat, weil dadurch so häufig, selbst zwischen Brüdern, die Liebe abgekältet und getödtet wird; sodann der Hochmuth und Eigensinn, der so oft in unbezwinglicher Starrheit jeder Vereinbarung sich entgegen stellt, und welchen Theophylactus in einem sehr gemeinfaßlichen Beispiele schildert. Wenn nämlich der Mond eben auf dem Höhenpunkte unsres Himmels, oder im Zenith schwebt, so erblickst du ihn genau oberhalb deines Hauses, ich hingegen sehe ihn gerade nur über meinem Dache stehn, und der Nachbar versichert: er stehe über dem seinen. So will ein Jeder Recht behalten, seine Ansicht behaupten, und für den Einsichtsvollen gelten, der den fraglichen Gegenstand am besten versteht. Und ob wir auch (im englischen Lobgesang oder Gloria) unserm Herrn und Erlöser zurufen: „Du allein bist der Herr, du allein der Heilige," so verläugnen wir doch häufig dieß Bekenntniß, indem wir aus eigenen Mitteln unbedingt weise und gerecht zu seyn uns anmaßen.

---

*) Eccli. 6, 10. 12, 8.

Je gewöhnlicher jedoch diese Zustände vorkommen, die überall die Menschen von einander entfernen, desto nothwendiger wird es, daß wir, statt darüber Klage zü führen, vorerst Nachfrage halten bei unserm eigenen Gewissen. Wie Mancher schleicht einsam und düster umher, als sey er mit sich und allen Menschen zerfallen; er will mit seinem Trübsinn als ein Verkannter und Gekränkter sich wichtig machen, dessen die Welt kaum würdig; er klagt gern darüber, daß Niemand ihn verstehe, daß kein Herz für ihn schlage, daß er nie einen echten Freund gefunden; allein er vergißt dabei nur das eine und wichtigste zu bedenken: ob er selber je als Freund eines Menschen sich erprobt habe, und ob er werth sey, einen Freund zu besitzen?

In der Stadt Fano im Kirchenstaate lebte im eilften Jahrhundert ein stolzer und gewaltthätiger Mann, seines Namens Hugo, der als der Mächtigste in der Gegend, kein andres Gesetz anerkannte als seinen Willen. Einst trieb er die Vermessenheit so weit, daß er am Charfreitage mit einer gewaffneten Schaar in die Kirche eindrang, um dort einen Feind, dem er lange vergeblich nachgestellt, zu überfallen, und nachdem er ihn herausgeschafft, seiner Rachsucht zu opfern. Eine richterliche Macht, die ihn zur Verantwortung ziehen durfte, war für ihn nicht vorhanden; dennoch blieb ihm die Strafe nicht aus, und zwar die furchtbarste, die ihn treffen konnte. Denn seit jenem Tage wurde der stolze und hochfahrende Mann von allen Leuten als ein Wahnsinniger und Tobsüchtiger betrachtet; seine Gemahlin fürchtete in seine Nähe zu

kommen, seine Schwiegertochter nahm vor ihm angstvoll die Flucht, sein Sohn erlaubte ihm nicht, an seinem Tische zu essen, seine Hausgenossen und Diener, die sämmtlichen Bürger und selbst der Bischof der Stadt vermieden allen Umgang mit ihm. So war er, scheu und verstört, mit struppigem Haare und in zerlumpten Gewanden, als hätte er das Kainszeichen auf der Stirn, ganze zwölf Jahre umher gezogen, als der gelehrte und heilige Cardinal Petrus Damiani nach Fano kam. Der Unglückliche fand sich bei ihm ein, und bat den überall hochverehrten Mann, sich seiner anzunehmen; bei welcher Gelegenheit dieser sich überzeugte, daß der Verstoßene nichts weniger als irrsinnig, sondern im vollen Besitze seiner Geisteskräfte war. Allein alle Mühe, die der große Fürsprecher anwendete, um ihn sowohl beim Bischofe, als bei dem Sohne wieder zu Ehren zu bringen, blieb fruchtlos. Der heilige Petrus Damiani, der diese Begebenheit berichtet, fügt die Bemerkung hinzu: diese Strafe sey über den Unglücklichen von Oben verhängt worden, und zwar dafür, daß er mit kalter Besonnenheit und Ueberlegung einzig seinem Hochmuth gefolgt, und die Gebote der Liebe sowohl als des Glaubens mit Füßen getreten. Für diese grausame und rücksichtslose Eigenmacht wurde er zur Demüthigung und Buße mit einer Züchtigung heimgesucht, die als ein Vorschmack der Verdammniß erachtet werden kann; da ja die Hölle selbst im Wesentlichen nichts anderes seyn kann, als ein Zustand vollendeter, trostloser Selbstsucht, in welcher die Lebensflamme der Liebe zur quälenden Gluth des

Hasses entartet ist. Diese Züchtigung bestand darin, daß er keinen Freund fand auf Erden.

Mit Recht sagt Cassiodorus: ohne Freunde jeder Gedanke ein Ueberdruß, jede Beschäftigung eine leidige Mühe, die ganze Erde ein Ort der Verbannung und Fremde, das ganze Leben ein Tod. Hingegen rühmt die Schrift einen treuen Freund als Arzenei des Lebens und der Unsterblichkeit; und es wird die Versicherung beigefügt: wer Gott fürchtet, werde ihn finden *). Aus diesem Beisatze ist es aber auch ersichtlich, daß nur derjenige den Namen eines treuen Freundes verdient, der weder sich selber und seinen Vortheil sucht, noch im Freunde irgend eine Verkehrtheit liebt oder fördert. Wer seinem göttlichen Gebieter treulos ist, lehrt Ambrosius, kann auch einem Menschen kein wahrhafter Freund seyn. Nur derjenige, sagt Augustinus, liebt seinen Freund wahrhaft, der Gott im Freunde liebt, und zwar entweder, weil er diesen schon in der Huld Gottes sieht, oder weil er die Absicht und die Hoffnung hegt, ihn derselben entgegen zu führen.

Nachdem wir aber bei diesem Gedanken angelangt, bedürfen wir keiner Umwege mehr, um den wahren Standpunkt zu erreichen. Der untrügliche Freund, den ein Jeder sich erwerben kann und soll, der über Alle, und für Alle, ist derjenige, welcher früher, als wir von ihm wußten, und da wir (als Kinder Adams) ihm noch fremd und feindselig waren,

*) Eccli. 6, 16.

uns schon seine Liebe geweiht hat, um uns in Freunde umzuschaffen; denn „eine größere Liebe hat Niemand, als der seine Seele hingiebt für seine Freunde.“ Zur Zeit, da die beiden Jünger ihre Wanderung antraten, war es erst der dritte Abend, seitdem er diese Worte gesprochen; und schon hatte ihn, den Freund und Retter der Menschheit, die Allmacht heraus geführt von den Todten. Der Hirte der Völker hatte die Gefangenen befreit, die seit Jahrtausenden auf ihn harrten; in ihren Reihen und in den himmlischen Gebieten herrschte festlicher Jubel; seine Freunde auf Erden aber waren von dieser Freude noch nicht erleuchtet, sondern in Gram und Beklommenheit befangen. Kummervoll saßen die Apostel im Hause auf Sion; beim leeren Grabe stand Magdalena, und weinte bitterlich; verzagt und gebeugt schritten die beiden Jünger auf dem Wege fort, der nach Galiläa führte. Die Apostel hielten sich verborgen aus Furcht vor den Männern des Synedriums; Magdalena weinte, weil sie ihre Erwartung vereitelt sah, den Leib des Herrn zu finden; die beiden Jünger hatten den Entschluß gefaßt, in ihre Heimath zurück zu kehren, denn ihre Hoffnung auf das neue Gottesreich war soviel wie verschwunden.

Wir wollen nun sehen, mit welcher liebevollen Sorgfalt der Herr den Seinen zu Hülfe gekommen. Magdalena weinte am Eingang des Grabes, und siehe, er stand vor ihr, und ihr Auge weinte nur Thränen der Freude. Hinter verschlossenen Thüren saßen in Furcht und Zagen die Apostel; und durch die verschlossenen Thüren trat der Verklärte mitten unter sie

und sprach: fürchtet nicht, ich bin es. Auf der Reise befanden sich die beiden Jünger, die alle Hoffnung aufgegeben; und als Pilger wanderte er zwischen ihnen. Allerdings erfüllte sich an ihnen das Wort des Psalmes: „Als der Herr die Gefangenen von Sion erlöste, da ward ihnen zu Muthe wie den Träumenden“ *). Sie wußten nicht, was ihnen geschah; sie hatten Augen, ohne zu sehen. Denn wie sollte es ihnen nur einfallen, die lebendige Gegenwart desjenigen für möglich zu halten, von welchem sie nichts anderes wußten, als daß er entseelt und starr in der Felsengrotte lag, hinter dem besiegelten Steine verschlossen? Wohl hätte ihnen der Herr, wie einst den drei Aposteln auf dem Thabor, im Glanze seiner Verklärung sich zeigen können; allein sie waren weder befähigt, diesen Anblick zu ertragen, noch daraus zu lernen, was ihre Glaubensarmuth vor allem erheischte.

Die Gnade der Erleuchtung und inneren Belehrung geht Schritt vor Schritt; und so wandelte der Herr als Prophet und Lehrer mit ihnen, um sie zur Erkenntniß seiner selbst zu führen. Weil sie aber auch eine ernste Rüge verdienten, warf er ein strafendes Wort wie einen Blitz in ihre Seele. Ihr Unverständigen, sprach er, deren Herz im Glauben so träge, um den Sinn der Weissagung zu fassen: „mußte nicht Christus dieses erdulden, und so in seine Herrlichkeit eingehen?“ Wir haben hier zwei Fragen vor uns, die wir im Geiste des Glaubens unbedenklich bejahen;

*) Ps. 125.

allein es handelt sich darum, ob wir sie auch nach ihrem ganzen Inhalte würdigen? Denn werden sie in ihrer vollen Bedeutung erfaßt, so giebt sich an ihnen das Wesen des Christenthums und der Kirche, und somit die ganze Liebe kund, die der Gottes- und Menschensohn uns zugewendet.

Als Mittler der Menschen hatte er die Aufgabe, selber schuldlos und heilig, unsre verschuldeten Leiden auf sich zu nehmen, und für unsre Schuld durch die Gerechtigkeit seines Gehorsams mit einer Hingebung und Liebe einzustehen, die sich vom giftigsten Hasse nicht überwinden ließ, um durch seine Gottestreue bis in den Tod den Stachel des Todes zu brechen, die Schuld zu tilgen, das volle Leben der Menschheit wieder ans Licht zu bringen. Er mußte uns vorangehen in Entsagung, Demuth und Geduld, um uns die Wege des Lebens zu lehren. Er mußte und wollte alles ertragen, was von den Mächten der Finsternisse gegen ihn ersonnen ward: nicht etwa, als ob der ewige Vater solch einen Frevel geradezu gewollt und genehmigt hätte, sondern weil es der Wille des Vaters war, daß der Kelch an ihm nicht vorüber gehe. Christus mußte also leiden. Aber dieses Todesleiden war auch zugleich der Weg, auf dem er in seine Herrlichkeit eingieng, und die Herrlichkeit das Ziel, das er auf dem Wege der Leiden erreichen sollte.

Wie verhält es sich aber mit dieser Herrlichkeit, in welche Christus mit seinem Opfer eingegangen? Beruht sie ausschließlich in seiner seligen Verklärung und Erhöhung über alle Lichtwelten der erschaffenen

Himmel? Nicht umsonst hat er von sich bezeugt: „Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden;“ und da er als ewiges Wort (als Logos) in der Wesensgleichheit des Vaters ist, so versteht es sich von selbst, daß es seine verklärte Menschennatur war, auf welche jene Aussage sich bezog. Die Herrlichkeit Christi als des Menschensohns ist also zweifach: eine himmlische und eine irdische. Die himmlische, die sein eigener Lohn ist, wäre für uns ohne Frucht, hätte sie nicht ihren Abglanz und ihre Wirksamkeit in der irdischen Verherrlichung, welche er im Sinne hatte, als er betete: „Vater, verkläre deinen Sohn,“ und um deren fernern Segen wir bitten in den Worten: dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe. Denn diese irdische Verherrlichung Christi ist nichts anderes als die Ausbreitung seines Namens, seines Lichtes und neuen Lebens zu den Menschen und Völkern auf Erden; mit Einem Worte: die heilige Kirche.

Dieser fortschreitenden Verklärung des Herrn auf Erden mußte jedoch die himmlische vorangehen. Der Menschensohn durfte nicht, wie einer, den die Welt hinaus gestoßen, geächtet und vernichtet, in der Finsterniß des Grabes bleiben, noch durfte das volle Werk des Todes: die Verwesung ihn berühren; sonst wäre die Macht der Sünde nicht überwunden erschienen. Er mußte als Sieger den Kampfplatz behaupten, und auf der Erde, in der Heimath des Todes, im vollen Besitze des unzerstörlichen Lebens sich zeigen. Denn in dieser Auferstehung, wie Gregor der Große lehrt,

beruht die gesammte Hoffnung des Glaubens. Allein in der Art und Weise, wie er vor und nach seinem Opfertode auf Erden wandelte, war allerdings ein sehr wesentlicher Unterschied. Als schuldloser Dulder, der seiner Glorie sich entäußert hat, und mit Ausnahme der Sünde, den Uebrigen ähnlich geworden, zeigte er sich allen Menschen ohne Ausnahme. Als Auferstandener im neuen und unverwelklichen Leben ward er ausschließlich nur seinen Freunden sichtbar, die um ihn weinten, die ohne ihn sich innerlich verödet und trostlos fühlten. Diese seine Freunde waren es, die er nicht bloß im Glauben erneuern und aufrichten, sondern auch aus seiner eigenen Lebensfülle beleben und stärken wollte, wie er dieß, im Mysterium der Brechung des Brodes, den beiden Jüngern in Emmaus gethan. Niemand hat eine größere Liebe, als der sein Leben hingiebt für seine Freunde; und zwar nicht bloß zum Opfer, sondern überdieß auch zur Liebesgabe; nicht allein, um sie von der ewigen Todesschuld zu befreien, sondern auch, um sie zu ernähren für das unsterbliche Leben.

„Ein treuer Freund ist die Arznei des Lebens und der Unsterblichkeit.“ Dieses Wort, dessen wir schon erwähnt: von wem kann es die volle und höchste Geltung haben, wo nicht von Jenem, der genannt wird der Erstgeborne unter vielen Brüdern? Er nennt

uns seine Freunde, weil er uns alles mitgetheilt, was er von seinem Vater empfangen; weil er seine Liebe, sein Verdienst, sich selber allen denjenigen weihet und schenkt, die einzig in ihm ihren Retter erkennen; und weil seine Freundschaft nicht mit dem Erdenleben sich abschließt, sondern über Tod und Grabesnacht hinausreicht. Und da wir sonach im Gegensatze zu den Freunden, wie sie in der Welt sich finden, den himmlischen Freund erkannt, so ist es billig, daß wir nun auch den Freund und die Freunde betrachten. Wer nämlich Christum zum Freunde sich erworben, dem wird es auch auf Erden an echten Freunden nicht mangeln; und wer vor allem die Lebensgemeinschaft Christi sucht, der wird christliche Freundschaft üben und gewinnen. Und wem könnte die Bedingung ganz unbekannt seyn, die der Herr darauf gesetzt hat?

Eine deutsche Fürstin aus dem Hause von Meklenburg pflegte zu sagen: ich lasse nicht ab von Christus; ich halte mich am Saume seines Gewandes wie eine Klette, die sich davon nicht abstreifen läßt. Allerdings ein Ausdruck frommer Gesinnung; aber dieß Festhalten kann doch in keiner andren Weise geschehen, als durch die Erfüllung seiner Gebote. Ihr seyd meine Freunde, sprach er zu den Jüngern, sofern ihr erfüllet, was ich euch vorgeschrieben; ohne Kampf wird daher diese Freundschaft nicht erprobt. Schöner deßhalb als jene fromme Rede ist die des Martyrers Theodorus. Als der römische Prätor, vor dessen Richterstuhl er gerufen ward, ihm alle erdenklichen Auszeichnungen, Staatswürden, Reichthümer und Genüsse zur Wahl

stellte, und dann fragte: wofür entscheidest du dich? willst du mit uns, oder mit deinem Christus seyn? — da erwiederte Theodorus: „mit meinem Christus war und bin und werde ich seyn!“

Welch ein entschiedenes Wort, welch eine selige Gewißheit! Kein Gläubiger in unsrer Zeit, an welchen nicht oftmals, von Leuten seiner Umgebung, die gleiche Frage gestellt würde, und zwar mit einer solchen Herbheit, daß sie einer peinlichen Frage nicht unähnlich erscheint. Denn wer entschieden an Christus und seine Gebote hält, wird von den Glaubenslosen sofort verurtheilt, und aus der vermeintlich gebildeten Welt hinaus gestoßen.

Allein der Einsichtsvolle wird den Frieden des Herrn nicht hingeben, um dafür die falsche Freundschaft solcher Menschen einzutauschen, die gegen sich selber treulos sind; er weiß, daß es kein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß geben könne, es sey denn im Geiste Christi, wie es der Apostel in den schönen Umrissen gezeichnet: Uebet die Liebe ohne Verstellung; kommet einander mit Ehrerbietung zuvor, werdet in wohlwollender Sorgfalt nicht träge; seyd eifrig im Geiste, dienet in allem dem Herrn *). Denn gleichwie jegliche Tugend, als thatsächlicher Gottesdienst, im Glauben und der Hingabe an den auferstandenen Heiland begründet ist, so auch die echte oder christliche Freundschaft.

*) Röm. 12, 9—12.

Wie so aber im Glauben an den auferstandenen Erlöser? Der heilige Gregor erwiedert uns auf diese Frage: „Weil derjenige, der an die Auferstehung nicht glaubt, um gar keine Tugend sich kümmert.“ Ist dieser Ausspruch nicht allzu schroff? Sollte man nicht zu dem Urtheil sich versucht fühlen: der große Lehrer sey hierin zu weit gegangen? Allein wer sein leibliches Leben für nichts achtet, wer davon die Meinung hegt, daß es für immer der Verwesung anheim falle, ohne in dieser Form jemals wiederzukehren, der vergißt auch gar leicht seines geistigen Grundes und Wesens, und kommt bald dahin, sich selber für ein feiner organisirtes, thierisches Gebilde zu halten, das in der irdischen Erscheinung ganz und gar sich auslebt. Und da auch die Thiere beseelte und sinnbegabte Naturgebilde sind, oder Seelen besitzen, so sucht man nach allerhand mühsamen Beweisen für die sogenannte Unsterblichkeit der Seele, die jedoch zu keiner Ueberzeugung führen, weil eben Viele unter der menschlichen Seele nichts anderes als die thierische oder Naturseele verstehen.

Darum ist auch dieser Beweis in einem ganz andern Gebiete zu suchen. Die freie, denkende, geistige Seele des Menschen, oder der erschaffene Menschengeist, als einzelnes Grundwesen, ist ohnehin unvergänglich oder unsterblich; und auch der sinnenbegabte seelische (animalische) Menschenleib kann den übrigen thierischen Gebilden nicht gleich geachtet werden, weil er zur persönlichen Vereinigung mit dem Geiste geschaffen ist,

und daher schon seiner Bestimmung nach über die Grenzen des bloßen Naturlebens hinaus reicht. Die Wiederherstellung des Menschen in seine ganze Lebensfülle und Glückseligkeit hängt davon ab, daß sein unsterblicher, zur Herrschaft über die Natur bestimmter Geist, mit dem seelischen Leibe, als dem Organ seiner Thätigkeit wieder vereinigt werde. Und deßhalb redet der Christ nicht von der Unsterblichkeit der Naturseele, sondern von der Wiedererweckung derselben, das heißt von der Auferstehung des verklärten Leibes, deren Gewißheit in der Auferstehung des Herrn begründet und verbürgt ist.

Darin liegt nun der Grund, um dessen willen der Apostel seinen Jünger Timotheus erinnert: „jederzeit daran zu denken, daß Jesus Christus aus dem Stamme Davids, d. h. als wirklicher und vollkommener Mensch, von den Todten auferstanden sey. Denn in diesem Gedanken ist die Ermunterung aller sittlichen Bemühung und christlichen Tugend. Wer ihn lebendig bewahrt, findet Kraft und Trost für jede ihm auferlegte Arbeit oder Entsagung; er weiß, wem er vertrauet, und daß dieser mächtig ist, ihm das Unterpfand des Lebens zu bewahren. Er übt und gewinnt auch die Freundschaft, weil er sie auf den himmlischen Freund der Menschen bezieht, der überall sich einfindet, wo zwei oder drei vereinigt sind in seiner Gesinnung. Wer hingegen, weil er von künftigen und jenseitigen Geschicken nichts wissen will, jenen Gedanken verwirft: welche Hoffnung kann ihn zum Guten ermuntern? Und sofern er keine irdische Strafe zu fürchten

hat, was können alle Laster und Frevel ihm schaden, wenn dereinst sein Leben und Denken in das Nichts verschwindet, wie ein verloschener Funke? So behält also der Ausspruch des heiligen Gregor die volle Geltung; und wie die Tugend derjenigen, die an die Auferstehung nicht glauben, sehr zweifelhaft ist, so wird auch die Reinheit und Großmuth ihrer Freundschaft schwerlich die Probe bestehen.

Solchen Verächtern ihrer eigenen Menschenwürde, welche die Auferstehung des Fleisches läugneten, dabei aber nichts versäumten, um seinen Lüsten zu dienen, hat schon Tertullianus zugerufen: „Ihr seyd die entschiedensten Feinde des Fleisches, und nichts desto weniger seine innigsten Verehrer und Freunde!" Ist es nicht höchst sonderbar und selbst widersinnig, daß man das leibliche Leben über alles liebt, vorzugsweise nur seiner Erhaltung und seinen Begehrungen dient, und dennoch an seine Wiederkehr nicht glauben will, es folglich aufgiebt, wegwirft und verachtet? Allein das ist eben die lügenhafte Weise des Unglaubens, daß er die rechte Ordnung umkehrt. Zur himmlischen Herrlichkeit Christi führt nur der Weg der Selbstbeherrschung, der Geduld, des Kreuzes; die einzige echte Herrlichkeit, die schon auf Erden errungen werden soll, ist die sittliche, von welcher der Apostel sagt: „dieß ist unsre Glorie: das Zeugniß unseres Gewissens, daß wir in der Einfalt und Reinheit des Herzens und in der Gnade Gottes auf Erden gewandelt *). —

*) II. Cor. 1, 12.

Glorreiche Jungfrau, erhabene Freundin aller Menschen, welche dein göttlicher Sohn in seine Freundschaft aufgenommen: lenke unsre Schritte auf dem Wege seiner Gebote, damit wir, wenn es Abend wird, wenn unser Lebenstag sich neiget, das Licht seines Angesichtes schauen, und ewiglich im Hause des Vaters bleiben! —

IX.

(Am Feste der Auffindung des heiligen Kreuzes. *)

Kreuzesliebe.

„Unser Ruhm sey im Kreuze unseres Herrn Jesu Christi, in welchem unser Heil, unser Leben, unsre Auferstehung.“
(Antiphone.)

Was ist das Eigenthümliche an der Festlichkeit, die wir heute feiern? Alle übrigen Feste des Kirchenjahrs sind entweder, gleich den Sonntagen, dem göttlichen Erlöser, oder der Verehrung der heiligen Jungfrau und dem Andenken der Heiligen geweiht, die in der Herrlichkeit Gottes leben. Das heutige Fest hingegen ist dem Kreuze gewidmet, welches die Kaiserin Helena vor mehr als fünfzehn Jahrhunderten, unter merkwürdigen und wunderbaren Umständen, auf dem felsigen Rücken von Golgotha wieder aufgefunden, wo es 180 Jahre lang unter einem Tempel der Venus

*) Vorgetragen in der Hauptkirche des ritterlichen Ordens der Kreuzherren mit dem rothen Stern.

verborgen geblieben. Dieses Kreuz aber, so fragen viele Leute: ist es etwas anderes, als ein bloßes Holz? Wozu soll diese Verehrung einer leblosen Sache? Wir gestatten euch immerhin, euren Erlöser anzubeten am Kreuze, denn das hat doch einen Sinn; aber das Kreuzesholz selbst, wie soll das einen Gegenstand der Anbetung vorstellen?

Anstatt der Erwiederung darauf, die in ein anderes Gebiet führt, berufen wir uns auf das Bekenntniß des Apostels: „Fern sey es mir, mich in etwas anderem zu rühmen, als im Kreuze unseres Herrn Jesu Christi." Er konnte wohl auch, wie Augustinus dazu anmerkt, in der Weisheit, in der Macht und Huld des Herrn sich rühmen, und hätte wahr gesprochen; allein er redete nur vom Kreuze. Seinem Beispiele folgt die Kirche mit der Antiphone: „Unser Ruhm sey im Kreuze Jesu Christi, in welchem unser Heil, unser Leben, unsre Auferstehung." Um nun diese Ausdrücke besser zu würdigen, wollen wir das Kreuz nach seiner dreifachen Beziehung betrachten: als das Zeichen nämlich, das wir anbeten, als die Bürde, die wir tragen, als das Geschick, das wir dulden; oder mit andren Worten: als Zeichen unsres Heiles, als Aufgabe unsres Wandels, als Unterpfand unsrer seligen Auferstehung. Denn obschon alles das den Gläubigen bekannt ist, so gehört es doch in die Reihe jener Wahrheiten, die man sich selber und Anderen niemals zu oft wiederholen kann.

In keinem christlichen Zeitalter hat es an Leuten gemangelt, die das Zeichen des Kreuzes, als Inbegriff und Ausdruck des Heiles nicht verstehen, dieses Heil selbst nicht suchen wollen, und denen es sehr erwünscht wäre, wenn das Kreuz neuerdings unter der Statue der Venus oder der Minerva vergraben würde. Denn das Wort des Kreuzes ist ‚den Sorglosen eine Thorheit; jenen hingegen, die das Heil erlangen, die Kraft Gottes *). Und so geschah es auch einstmals, wie der heilige Athanasius berichtet, daß einige jener eingebildeten Weisheitskrämer oder Sophisten, die zu seiner Zeit in der Welt sich umher trieben, den großen Einsiedler Antonius aufsuchten in der Wüste; nicht um von ihm zu lernen, sondern um die Schärfe ihres Witzes an ihm zu üben, und seiner zu spotten, daß er an einen göttlichen Erlöser und Retter glaube, der an dem schmachvollen Pfahle des Kreuzes gestorben. Die Antwort, mit welcher Antonius sie abgefertigt, war des einfachen und erhabenen Mannes würdig. Euch gefällt es, sprach er, uns zu verhöhnen; wir hingegen bedauern mit Wehmuth eure Blindheit. Da ihr als Weise gelten wollt, so möget ihr selber entscheiden. Was von beiden ist ehrenhafter und rühmlicher: das Kreuz zu verehren, oder euren Göttern zu dienen, denen ihr selber die schlimmsten Laster und Frevel zueignet? Im Kreuze wird jede Art von heldenmüthiger Tugend offenbar; eure Religion hingegen ist die Lehrerin aller Unsitte und Schande. Wir unsrerseits sol-

*) I. Cor. 1, 18.

len uns schämen, zu bekennen, daß unser Erlöser am Kreuze gestorben; ihr aber findet keine Schmach darin, einen Saturnus anzubeten, der seine eigenen Kinder verzehrt, oder einen Jupiter, von dem ihr so viele Schandthaten zu erzählen wisset!

In dieser Form konnte Antonius die Scheinweisen seiner Zeit zum Schweigen bringen; den Ungläubigen unserer Tage gegenüber, die keine falschen Götter auf dem Olymp oder dem goldnen Berge Meru anbeten, aber eben so wenig den wahrhaften, persönlichen Gott, würde eine solche Erwiederung nicht mehr passen. Wir könnten ihnen höchstens entgegnen, daß auch sie dem Saturnus huldigen, der seine Kinder verzehrt, weil die Natur, die von ihnen als unendliche Macht verehrt wird, im steten Kreislauf des Entstehens und Vergehens, ihre eigenen Gebilde zerstört. Wir könnten auch ihnen theilweise vorwerfen, daß sie dem Jupiter göttliche Ehren erweisen, indem sie den Sinnengenuß als das Höchste betrachten. Die Entgegnung jedoch, die dem vermeintlichen Witze der Kreuzesverächter gebührt, ist jedenfalls diese: Was ihr verspottet, ist eure eigene innerste Qual; was ihr nicht anerkennen wollt als Zeichen und Mittel des Heils, wird euch zum Siegel des Gerichtes und der Strafe. Indem ihr euer Verhältniß zu Gott, das Ziel eurer Bestimmung läugnet, und das sittliche Gesetz nicht achtet, das in eurem Bewußtseyn sich bezeugt, bleibt ihr im steten Widerspruche gegen Gott und gegen euch selber, ihr durchkreuzt euer eigenes Wissen und Gewissen; ihr kreuzigt euch selbst, indem ihr in der Unwahrheit und Sünde verharret.

Dieser zweifache Widerspruch des menschlichen Willens gegen Gott, und der unwandelbaren Willensheiligkeit Gottes gegen die menschliche Lüge ist das furchtbare Kreuz, an welchem die Menschheit schwebend erhalten wurde zwischen dem zeitlichen und ewigen Tode. Die ungeheure Schuld zu lösen, den gebrochenen Bund wieder anzuknüpfen, den todbringenden Widerspruch aufzuheben vermochte nur der Eine, der als Logos von Gott ausgehend, als neuer und sündloser Mensch für die Sünder einstehend, das Mittleramt auf sich genommen; indem er seinen menschlichen Willen dem göttlichen unterwarf, und in Allem gehorsam wurde nicht bloß bis zum Tode, sondern bis zum Tode am Kreuzespfahl. Und wenn bei Oberflächlichen und Halbgläubigen stets die Frage wiederkehrt: warum er seiner Macht sich begeben habe, warum er nicht selber sich gerettet? so erwiedert Chrysostomus: Weit bewunderns-werther ist es an Christo, daß er sterbend den Tod bezwungen, als wenn er nicht gestorben wäre. Seine Absicht war, mit dem Tode selbst den Kampf zu bestehen; und da die tyrannische Gewalt des Todes nicht stark genug war, ihn zu bezwingen und im Grabe zu behalten, wie hätten die Nägel des Kreuzes ihn zu fesseln vermocht? — Allein nicht ohne Wehmuth setzt Chrysostomus noch die Bemerkung hinzu: alles das ist den Gläubigen bekannt und klar, nicht aber den Glaubenslosen.

Aus diesem Grunde behält der alte Lehrsatz unveränderlich seine Kraft: daß es ganz nutzlos sey,

Christum zu verkündigen und zu preisen als den Sohn Gottes und Heiland der Welt, dabei aber von seinem Kreuze zu schweigen. So hat er ja selber es bezeugt in den Worten: Gleichwie Moses die Schlange aufgerichtet in der Wüste, so muß der Menschensohn erhöhet werden, damit die an ihn glauben, nicht zu Grunde gehen, sondern das ewige Leben haben. Der Aufblick zu der ehernen (vorbildlichen) Schlange rettete diejenigen, die, vom Bisse der Giftschlangen getroffen, schon mit dem Tode rangen. Der Aufblick des Glaubens zu Dem, welcher der alten Schlange das Haupt zertreten und den Stachel des Todes gebrochen, als er gehorsam ward bis zum Sklaventode, wirkt Heilung von den Strafen und Folgen der Sünde, und die geistige Befreiung. Es kann also Niemand in andrer Weise das Heil erwerben, als durch den Glauben an Christum den Gekreuzigten. Und eben darum verehren wir das Kreuz als Zeichen und Sinnbild unsrer Rettung von der Todesschuld und dem ewigen Tode; als den geheiligten Altar, an welchem der göttliche Hohepriester sich selber zum Opfer dargebracht; als die Siegesstätte, auf welcher der Menschensohn in seiner Demuth alle Mächte des Unheils überwunden; als die Siegesfahne, die (nach der Weissagung des Isaias) erhoben ward, um alle Völker ins Reich der Gnade zu versammeln; aber auch als die Lehrkanzel, von welcher am erhabensten Vorbilde, und in höchster Vollendung jede menschliche und himmlische Tugend uns dargestellt wird; so daß hier ein älteres Wort in aller Wahrheit sich wiederholt: „siehe hin, und richte

dein Werk nach dem Vorbilde, das dir gezeigt worden auf dem Berge.“ *)

Was jedoch unmittelbar daraus hervorgeht, ist ein Verständniß, welches uns einen Schritt weiter führt. Das Kreuz ist nämlich kein magisches Zeichen, das durch geheimnißvolle Macht, gleichsam durch verborgene Kräfte der Natur oder Geisterwelt, seine Wirksamkeit auf uns ausübt; und das einfache gläubige Hinschauen auf dasselbe kann nicht genügen, sondern es handelt sich um die Schule des Kreuzes, um die Aufgabe des christlichen Lebens. Dieses aber hat keinen andren Grundzug als den der Nachfolge Christi mit jener Bürde des Kreuzes, wie sie jedem Menschen in irgend einer besondern Gestalt und Weise zu tragen auferlegt ist. Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, sagt der Herr, ist meiner nicht würdig. Es ist also keineswegs das Kreuz des Herrn, das uns aufgebürdet wird; denn auch abgesehen davon, daß wir es nicht ertragen könnten, so ist auch nur Einer denkbar, der als schuldloser Büßer die Sünden der Welt hinweg nimmt. Die Aufgabe, zu welcher der Herr uns verpflichtet, bezieht sich also lediglich auf unsre eigne Kreuzesbürde.

Ist wohl auch ein Jeglicher ohne Ausnahme mit solch einer Bürde belastet? Auf diese Frage wird Niemand mit der Antwort zögern. Das ganze irdische Leben, wenn auch in mancherlei Formen, und mit echten oder vermeintlichen Tröstungen abwechselnd, ist

*) Exod. 25, 40.

eine Kette von Mühen und Beschwerden, von Kämpfen und schmerzlichen Leiden; und selbst in friedlichen und heiteren Zwischenzeiten darf Niemand der Täuschung sich hingeben, und gleich jenem thörichten Manne im Evangelium zur Ruhe des süßen Dahinlebens sich anschicken. Trübsal, Leid und Schmerz, überhaupt alles, was Kreuz genannt wird, ist so unausbleiblich als unvermeidlich; denn es hat seinen Grund in dem zerrütteten Zustande, in welchen der Mensch durch seine Verschuldung gerathen, in dem innern Zwiespalt des geistigen und des Sinnenlebens, der im Tode sich vollendet, in dem Verluste der Herrschaft über die Körperwelt, die ursprünglich dem Geiste verliehen war, in der Nothwendigkeit des innern Kampfes und der Selbstbeherrschung, in der steten Durchkreuzung oder dem Conflicte unsrer Absichten und Wünsche mit widrigen Ereignissen und mit den Bestrebungen andrer Menschen.

Das Kreuz ist also unabwendbar und nothwendig, weil es soviel bedeutet als das Geschick, das der Mensch sich aufgebürdet, als er unter das Gesetz des Todes sich stellte. Da aber dieses Gesetz und Geschick in höchster Instanz von der Weisheit der erbarmenden Liebe, oder von der göttlichen Vorsehung verhängt worden, so werden wir nicht erst zu fragen brauchen, ob es auch ersprießlich und heilbringend sey? Was in der Kinderschule die Ruthe, das ist das Kreuz in der Welt. So lehrt Chrysostomus, indem er sagt: „Welch ein großes Gut das Leiden sey, können wir an unseren Kindern wahrnehmen, die ohne strenge

Behandlung niemals etwas Tüchtiges lernen würden. Wir Erwachsene aber bedürfen der Züchtigung noch in höherm Grade; denn von den Kindern werden keine großen Frevel verübt, wohl aber von uns. Unser Zuchtmeister und Erzieher ist das Leiden."

So ist es auch überall die Lehre der Schrift: wen Gott liebt, und zur Würde seiner Kinder erhebt, den führt er auf dem Wege der Zucht, und prüft ihn im Feuerofen der Trübsal. Dieß ist der Grundzug der heiligen Geschichte, mit welchem die Patriarchen so gut vertraut waren, als die Apostel, und von dem die Psalmen nicht minder Zeugniß geben, als die herrlichen Sendschreiben an die ersten christlichen Gemeinden. Der geistlose und flache Liberalismus unsrer Gegenwart, welcher dem Anarchismus der Communisten näher steht, als er selber begreift, hat in seiner Eitelkeit eine andre Ordnung sich ausgedacht, welche schon die Unmündigen im stolzen Selbstgefühl ihrer Weltbürgerschaft groß ziehen, und jeden knechtischen Zwang von ihnen fern halten soll. Allein schon der berühmte Tyrann von Syrakus hat es weit gründlicher verstanden, wohin diese Erziehungsmethode führt, und sie daher auch nach seiner Weise zu benützen gewußt. Um dem Dion, an welchem er Rache nehmen wollte, die bitterste Kränkung zu bereiten, nahm er den kleinen Sohn desselben, dessen er sich bemächtiget hatte, an seinen Hof, und ließ ihn daselbst in völliger Ungebundenheit aufwachsen, wodurch er den tückischen Zweck erreichte, daß dieser junge Mensch, an ein zügelloses Leben und die Befriedigung jeder Laune und Leiden-

schaft gewöhnt, gänzlich verdorben, und eine Geißel seines Vaters wurde.

Was Dionysius in gehässiger Absicht zu Stande gebracht, das ist auch das Werk der süßlichen Philanthropie und des herben, despotischen Humanismus, obschon beide der edelsten Absichten sich rühmen. Wer nicht in seiner Kindheit schon an Ehrfurcht gegen Gott, gegen Eltern und Vorgesetzte, an Selbstbeherrschung und Ordnung gewöhnt wird, wodurch und wann soll er im spätern Alter diese Tugenden erwerben? Wer nicht von Jugend auf in Geduld, Entsagung, Entbehrung geübt wird, sondern in Eitelkeit, Hochmuth und Eigenmacht heran wächst, wie soll er dann fähig werden, seine Pflichten zu erfüllen, und seiner Lebensaufgabe zu genügen? Mögen also diese empfindsamen neuen Weltbildner immerhin die Ruthe abschaffen, damit lauter unbändige Wüstlinge heranwachsen in gesetzloser Freiheit und sittlicher Ohnmacht; das Kreuz werden sie doch nicht aus der Welt schaffen, sondern es vielmehr unleidlich und unerträglich machen, weil sie die Wege, die zu dem göttlichen Mittler führen, mit beharrlichem Eifer verwüsten, und aus den Herzen der Menschen die einzige Kraft tilgen, die das Kreuz in eine leichte und heilvolle Bürde umwandelt: den Glauben nämlich und die Hingabe an den Heiland, der allen mit Leid und Mühe und mit der Last der Sünde Beladenen zuruft: kommet zu Mir, damit ich euch erquicke; nehmet mein Joch auf euch, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.

Und nicht umsonst hat der Herr noch die Erklä-

rung beigefügt: „mein Joch ist süß, und meine Bürde leicht.“ Denn, so könnten wir einwenden: worin sollen wir das Trostvolle jener Verheißung entdecken? Als ob die Last, die wir zu tragen haben, nicht schwer genug wäre, sollen wir überdieß das Joch auf uns nehmen, das Christus uns anbietet; heißt das nicht soviel, als Ein Kreuz uns aufbürden über das andere? Allein das Joch des Herrn ist das Gesetz seiner Weisheit und Liebe, dem wir uns freiwillig unterwerfen sollen. Dieser Gehorsam ist süß, und die Erfüllung seiner Gebote leicht, weil sie von der Gnade des heiligen Geistes begleitet, getragen und gefördert, und von himmlischem Frieden belohnt wird. Wer in die Gesinnung Christi eingeht, seinen Worten liebend gehorcht und vertraut, der wird auch die völlig zureichende Kraft gewinnen, um die Arbeiten, Mühen und Opfer, zu welchen sein Stand und Beruf ihn verpflichten, in gewissenhafter Treue zu vollführen, und die Leiden und Prüfungen, die ihn heimsuchen, in gleicher Ergebung hinzunehmen; mit einem Worte: um in der Nachfolge Christi sein Kreuz zu tragen, und nicht aus Ungeduld und Feigheit es von sich zu werfen.

Allein das Kreuz ist nicht bloß eine Bürde, die in irgend einer Weise uns belastet und niederdrückt, und die wir, in einer Anwandlung von Mißmuth und Ungeduld, auch von uns abschütteln und wegwerfen können, um dafür unfehlbar noch ein härteres Geschick einzutauschen, wie dieß zuweilen ganzen Völkern widerfährt. Unser Kreuz besteht nicht bloß in den Pflichten, die uns obliegen, in den Mühen und Arbeiten, zu

denen sowohl unsre diesseitige als jenseitige Bestimmung uns auffordert; es liegt also nicht bloß wie eine Last auf unsren Schultern, sondern ist in andrer Beziehung auch der Stamm oder Pfahl, an den wir dergestalt gefesselt oder angeheftet sind, daß wir davon nicht loskommen, ohne uns selber zu verwerfen, d. h. unsere jetzige Daseynsform zu vernichten, wozu Niemanden das Recht gegeben. Dieser Kreuzespfahl mit seinem Querbalken zeigt sich vor allem in dem steten Zwiespalt und Widerspruch, den wir im Innern unsres Lebens dulden. Das Fleisch mit seinen blinden Begehrungen streitet wider den Geist, so wie hinwiederum dieser, der nach sittlicher Freiheit strebt, mit seinen Erkenntnissen und Wünschen gegen das niedere Sinnenleben ankämpft, dabei aber sich selber anklagen muß, daß er das Böse, das er nicht will, sondern hasset, vollbringt, und hingegen das Gute, das er will, unterläßt und versäumt *). Auch die besonderen Verhältnisse, Umgebungen und Aufgaben sind hieher zu rechnen, an welche der Einzelne durch Herkunft, Geschlecht und gesellschaftliche Stellung gebunden ist, und woran er wenig oder nichts zu ändern vermag. Und wenn der Herr uns zu bedenken giebt, daß bei aller erdenklichen Sorgfalt doch Niemand im Stande sey, seiner Statur, d. h. seinem irdischen Lebensmaße in Zeit und Raum etwas zuzusetzen, so werden wir dadurch an das vielfältig geartete Kreuz erinnert, welches aus unsrer Abhängigkeit von den Elementen der Natur oder Körper-

*) Galat. 5, 17. Röm. 7, 15. 19.

welt erwächst. Der Leib selber ist es, welcher, ob gesund oder krank, den Geist niederhält und gleichsam einkerkert; und mit all seiner Willensmacht sieht dieser sich unter Bedürfnisse, Leiden und Zustände geknechtet, die seinem eigenen Wesen ganz fremd sind.

Eine der edelsten Frauen der deutschen Vorzeit, welche in allen Gauen von Elsaß als Mutter der Armen verehrt wurde, und die zugleich, weil der herrliche Papst Leo der Neunte ihr Sohn war, eine weltgeschichtliche Bedeutung hat: Heilwig, Gräfin von Egisheim, wurde in ihren späteren Jahren so unförmlich beleibt und schwer, daß sie nimmermehr zu gehen vermochte, und nur höchst mühsam in einen Wagen gebracht werden konnte. In diesem unbehülflichen und qualvollen Zustande nahm sie ihre Zuflucht zum Gebete. Der Inhalt ihrer Bitte aber war dieser: Gleichwie eine Frau mich einst in ihrem Schoße und auf ihren Armen getragen, so verleihe mir, o Herr der Gnade, wieder so zu werden, daß abermals eine einzige Frau hinreiche, um mich zum Grabe zu tragen! Ihre Bitte ward erhört; denn in ihrer letzten langwierigen Krankheit zehrte sie dergestalt ab, daß sie kaum das Gewicht eines sechsjährigen Kindes behielt *). Wie nun Jedermann es begreift, daß Abzehrung und Marasmus nicht minder ein Leiden sey, als ein übermäßiges Wuchern des Zellgewebes, so hat auch das Kreuz der körperlichen Leiden und Beschwerden gar vielerlei

*) Leo der Neunte und seine Zeit, von Dr. Th. F. X. Hunkler. Mainz, 1851.

Namen, Gestalten und Schmerzen, bis es endlich als dasjenige sich erweiset, an welchem wir sterben oder den Sold der Sünde hinnehmen.

Soll aber dieser Tod für uns seine düstere Bedeutung und seine Schrecken verlieren, so kommt es darauf an, daß unser ganzes irdisches Leben, im geistigen Sinne, die Signatur des Kreuzes trage. Es giebt aber Ausdrücke der Schrift, die wir kaum hören können, ohne daß ein Frost unser Gebein durchrieselt; und von dieser Beschaffenheit sind die Worte des Apostels: „ich bin mit Christus an das Kreuz geheftet, um für Gott zu leben; die Welt ist Mir gekreuzigt, und ich der Welt. Wir sind gestorben, und durch die Taufe begraben in den Tod; unser Leben ist mit Christo verborgen in Gott.“ Ist der Sinn dieser Worte in der That so schrecklich und so grausam, wie es die bildlichen Ausdrücke vermuthen lassen? Ist er nicht vielmehr von der Art, daß jeder Gläubige darin die Norm seines Lebens gewahrt? Wer für Gott leben will, muß in die Gesinnung des Erlösers eingehen, und folglich von der Verkehrtheit der weltlichen und sinnlichen Selbstsucht sich losmachen, was soviel heißt, als diese niedrige Lebensform aufgeben und ihr absterben. Die gemeinen Grundsätze der Welt haben dann keine Geltung mehr; die Lüge und Heuchelei, die Eitelkeit, die Genuß- und Gewinnsucht, die Gleichgiltigkeit für das Höchste und Ewige dürfen nimmer die Maximen der Lebensweisheit seyn, die uns bestimmen. Die Welt mit ihrem Irrthum ist also vor den Augen des Gläubigen verurtheilt, geächtet und gekreuzigt. Dafür aber

müssen wir es uns gefallen lassen, daß die Welt auch ihrerseits über uns den Stab bricht. Wer sich ihren Meinungen entfremdet, wer seinen Glauben und seine Hoffnung nicht verheimlicht, wer bei keinem Anlasse des Evangeliums sich schämt, und daher auch der Kirche mit Liebe und Ehrfurcht ergeben bleibt, der wird als ein Veralteter, Geistloser und Todter aus der gebildeten Welt ausgestoßen, und folglich ebenfalls gekreuzigt.

Inzwischen bleibt das Wort des heiligen Augustinus in seinem Rechte: „Niemand vermag über die Fluthen der Welt sicher hinweg zu kommen, es sey denn, er werde vom Kreuze getragen. Mancher ist schwachen Gesichtes, und sieht nicht in die Ferne; er weiche von jenem Fahrzeug nicht, und es wird ihn zum Ziele bringen." Wer nur vor allem und über alles sich bemüht, in Geduld und Treue seinem Erlöser anzugehören, der ist im Leben und Sterben des Sieges gewiß; der Tod ist für ihn keine Strafe mehr, sondern nur eine Hingabe des liebenden Gehorsams, ein im Namen Christi dargebrachtes Opfer, das fürs erste mit der Aufnahme des Geistes zu Gott sich vollendet, aber seiner vollständigen Verklärung noch entgegen sieht. Denn wer als ein lebendiges Glied dem Leibe des Herrn angehört, wird dereinst auch, wenn das Siegeszeichen des Menschensohns in den Wolken leuchtet, in leiblicher Verherrlichung mit ihm erscheinen.

So geziemt uns also kein andres Rühmen, als im Kreuze unsres Herrn Jesu Christi, worin unser Heil, unser Leben, unsre Auferstehung begründet. Im

Zeichen des Kreuzes erkennen wir den Inbegriff unsres Heiles. In der Bürde des Kreuzes wird uns die Aufgabe unsres Lebens dargestellt. In der Erduldung des Kreuzes haben wir das Unterpfand der Auferstehung. Dieß waren die drei Hauptgedanken unsrer Erwägung, die wir noch einmal in ihrem Zusammenhange überblicken wollen.

Was ist das Kreuz, sofern es als Zeichen betrachtet wird? Jedenfalls zunächst ein großes Fragezeichen an die göttliche Gerechtigkeit, Providenz und Weltordnung. Wie hat diese es zugelassen, daß der einzig Schuldlose und Heilige, in dessen Herzen kein andrer Gedanke Raum fand, als die Ehre des Vaters und die Rettung der Menschen, als ein Geächteter und Hülfloser am Kreuze starb? Die Antwort, die das Räthsel löset, liegt in der Thatsache der Auferstehung und Erhöhung des Herrn, von welcher das Werk unsrer Rechtfertigung und Neubelebung bedingt war. Zugleich mit diesem Räthsel des Kreuzes Christi müssen auch alle übrigen ihre Lösung finden. Was bedeuten die zahlreichen Leiden, die so reichlich und allgemein ausgetheilt sind, und die wenigstens in einzelnen Fällen so wenig erklärbar scheinen? Das Kreuz in der Welt, als ursprünglich verschuldetes Geschick, hat für die Erlöseten und Gottgetreuen nicht mehr die Bedeutung der Strafe; es soll ihnen vielmehr zum

Mittel dienen, dem Gottes- und Menschensohne verähnlicht zu werden.

Das Kreuz ist daher für den Gläubigen ein Zeichen der Ehre und des Verdienstes. Wie oft hört man engherzige Leute sich beklagen, daß bei irgend einer Austheilung von Verdienst- und Ehrenkreuzen ihre sehr ersprießliche Thätigkeit die verdiente Würdigung nicht gefunden, und daß ihre gerechten Ansprüche übergangen wurden! Und doch wäre es sehr widersinnig, wenn das Staatsoberhaupt die sämmtlichen Bürger, die darauf Anspruch machen, mit Verdienstkreuzen schmücken wollte, wodurch der eigentliche Werth der Gabe, die Auszeichnung, wieder aufgehoben würde. Im Reiche Gottes ist eine andre Ordnung. Hier soll das Kreuz einem Jeglichen ohne Ausnahme zum Zeichen des Verdienstes werden, das den Besitz der Seligkeit zusichert, und welches der König der Herrlichkeit Allen ohne Unterschied verleiht, die ihm die Treue bewahren. Aber auch an diese Treue soll uns das Zeichen des Kreuzes ermahnen; wie uns das an einem Zuge anschaulich werden kann, dem wir der Lebensgeschichte des heiligen Benedictus entlehnen.

In der klösterlichen Gemeinde dieses großen Patriarchen, dem die europäischen Völker vorzugsweise ihre Civilisation verdanken, befand sich ein Neubekehrter von hochadeliger Herkunft, der früher ein sehr heroischer und gewaltthätiger Kriegsmann gewesen, und jetzt im Hause als Laienbruder diente. Einmal, als ihn die Reihe traf, den Brüdern im Refectorium auf-

zuwarten, ward in ihm der alte Hochmuth wieder rege. Wer sind, so dachte er bei sich, diese niedrigen Leute, und wie mag ich mich wegwerfen, ihnen so knechtische Dienste zu erweisen! Allein Benedictus, hinter welchem er eben stand, und dem es gegeben war, auch die Gedanken der Menschen zu vernehmen, wandte sich um und sprach: Bezeichne dein Herz, mein Bruder; was für Worte redest du? besiegle dein Herz! Und der Gewarnte verstand die Mahnung.

Wo wäre der Christ zu finden, der dieser Mahnung nicht bedürfte? So oft Gedanken des Stolzes, des Neides, oder sonst einer gefährlichen Leidenschaft in uns aufsteigen, ergeht auch an uns die Forderung: sey eingedenk der Signatur des Kreuzes, des Zeichens, in welchem du erlöset bist; beherrsche deine Leidenschaft, überwinde dich selbst, widerstehe dem Bösen in der Macht des Gehorsams. Dieser Gedanke und Vorsatz soll in uns wach werden, so oft wir mit dem Kreuze nicht bloß Stirn und Mund, sondern auch das Herz bezeichnen. Das Zeichen ist heilig, aber es will begleitet seyn vom entsprechenden Gedanken und Willen. Eben so verhält es sich mit der Reliquie des Kreuzes. Auch der kleinste Splitter, der dem Kreuzesstamme auf Golgotha entnommen, muß ohne Zweifel jedem Gläubigen ein Gegenstand tiefer und heiliger Ehrfurcht seyn. Bei allem dem genügt es nicht, den Kreuzpartikel zu küssen, der zur Verehrung ausgestellt wird, sofern wir nicht auch das Kreuz küssen, d. h. willig und ehrerbietig annehmen, das uns die Vorsehung darreicht und auflegt, indem wir pflichtgetreu

unsern Beruf erfüllen, in Mühen und Leiden Geduld üben, die Liebe bewahren, und in unerwarteten widrigen Ereignissen die Fügung Gottes verehren.

Aber auch damit ist unsre Aufgabe noch nicht vollendet. Jede redliche Bemühung wird von Trost begleitet, jede Arbeit wechselt mit Erquickung der Ruhe, oder gereicht schon an sich selber dem Thätigen zur Freude. Ungleich schwerer ist die beharrliche Geduld und Ergebung in solchen Trübsalen und Leiden, welche den Kreuzespfahl bilden, an den wir angeklammert sind. Peinliche, drückende, feindselige Verhältnisse der nächsten Umgebung, unheilbare Uebel, unersetzliche Verluste wird nur jener im Frieden erdulden, der von sich aussagen kann, daß er mit Christus ans Kreuz geheftet sey, indem er in die Opfergesinnung seines Erlösers eingeht. Ganz zuletzt aber wird, wenn seine Stunde gekommen, ein Jeglicher an das Kreuz der Altersschwäche oder der Krankheit geschlagen, von welchem nur der Tod ihn erlöset. Hier tritt die Mahnung ein: wer im Gottesgehorsam ausharret bis zum Ende, wird selig werden. Und deßhalb wird dem Hingeschiedenen, dem man die letzten Ehren erweiset, das Kreuz voran getragen zum Grabe, als das Signal des Lebenswegs, dem er gefolgt, als Sinnbild des Verdienstes, das er sich angeeignet, als Schlüssel zur Pforte des Lichtes, als Zeichen des Anrechtes auf die Fülle des Friedens und der Freude, vor welcher die Masse der irdischen Leiden in Nichts verschwindet.

Daß dieß alles an uns wahr werde, und daß wir einstimmen dürfen in den Lobgesang: „mein Ruhm

und meine Stärke ist der Herr, und er ist mir zum Heil geworden," dieß sollte allerdings der höchste Gedanke seyn, der unsere Bestrebungen beherrscht und leitet. Darum möge die Hehre und Wunderbare, die unter dem Kreuze uns zur Mutter gegeben ward, mit ihrer Fürbitte uns beschirmen, damit wir nicht bloß ihren göttlichen Sohn am Kreuze anbeten, sondern auch das Kreuz lieben und umfassen, als das Gesetz und die Norm unseres Wandels, als das Siegel, das allein unsren Mühen und Leiden den himmlischen Werth giebt, als das Feldzeichen unsres Kampfes, als die fruchtbare Palme des ewigen Lebens.

Druck von Keck & Pierer in Wien.